

Aus der Zeit des Uebergangs : Stimmungsbilder nach zeitgenössischen Briefen

Autor(en): **Steck, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neues Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **3 (1897)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-127015>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus der Zeit des Uebergangs.

Stimmungsbilder nach zeitgenössischen Briefen,
mitgetheilt von R. Steck.

Das Jahr 1898 ist für Bern ein Jubiläumsjahr, aber ein solches, das nur mit gemischten Gefühlen gefeiert werden wird. Die Niederlage, die Berns Politik und Militärverfassung vor hundert Jahren von den Franzosen erlitt, erweckt vor Allem schmerzliche Gefühle. Es wurde damit ein Staatswesen zu Grabe getragen, das auf eine ruhmvolle und glückliche Geschichte zurückblicken konnte und dem ein großer Theil des Volkes noch anhänglich war. Andererseits kam die Katastrophe weder unerwartet, noch unverdient. Die alte Staatsform hatte auch Manches in sich geschlossen, was den neuen, mit unwiderstehlicher Gewalt von Westen her vordringenden Ideen gegenüber als Unrecht erschien. Der größte Theil der Bürger war ohne politische Rechte und empfand dies anders als früher, als Vorenthaltung dessen, was ihm zukam. Die Versuche, mit den neuen Ideen zu pactiren und ihnen gerecht zu werden, ohne das Alte ganz umzustürzen, waren auf Widerstand gestoßen, der nur zögernd zurückwich und erst dann völlig nachgab, als es zu spät war. So mußte denn kommen, was kam, und wir, die wir heute als selbstverständlich betrachten, was damals

als Forderung der Unzufriedenen auftrat, können nicht darüber trauern, daß es so gekommen ist, wie es kam.

Die beste Art, das Jubiläum von 1798 zu feiern wird das erneute Miterleben jener großen Ereignisse sein, die nun der Geschichte angehören. Dazu möchten die folgenden Mittheilungen aus einer Sammlung von Privatbriefen aus jener Zeit an ihrem Theile beitragen. Die Briefe rühren zwar nicht von den Männern her, die damals die Geschicke des Staates leiteten, aber auch nicht von ganz Unbetheiligten. Sie sind daher weder durch Rücksichten gehindert, noch durch Unkenntniß in ihrem Werthe geschmälert. Sie können die offizielle Geschichte, die in den Aktenstücken niedergelegt ist, werthvoll ergänzen. Denn sie geben das, was in den Akten nicht geschrieben steht, die Stimmungen und Empfindungen der Zeitgenossen, aus welchen die Thatfachen selber hervorgewachsen und in denen sie oft ihre Erklärung finden.

Die Briefe stammen aus einem Kreise junger Männer, die durch enge Freundschaft verbunden waren: Steck, Fischer, Zehender. Unter ihnen wurden in jenen Jahren, so oft der eine oder der andere von Bern abwesend war, zahlreiche Briefe gewechselt, die nach der Sitte der Zeit ausführlicher und inhaltreicher waren, als wir es jetzt gewohnt sind. Außerdem standen jene drei, und namentlich Steck, in Verbindung mit einer Anzahl von andern Männern, die mehr oder weniger in den Zeitereignissen hervortraten: v. Dugspurger, Mah, Müller, Fellenberg, Otth, Gruber, dann Stapfer, Bay, und von Nichtbernern Hirzel von Zürich und Schmid von Basel. Ein großer Theil dieser Korrespondenz hat sich erhalten, es sind gegen 700 Briefe, klein und groß,

wichtig und unwichtig, die der Herausgeber aus dem Nachlasse seines Großvaters, J. R. Steck, aufbewahrt. Ihnen sind die folgenden Mittheilungen entnommen.

Vor Allem ist es nöthig, über die drei obgenannten Männer einige Auskunft zu geben, damit der Leser wisse, mit wem er es zu thun hat.

Johann Rudolf Steck von Bern wurde geboren den 16. Mai 1772 als Sohn von Joh. Rud. Steck, der 1773 Kommandant der Festung Narburg¹⁾ wurde, und der Frau Maria Magdalena geb. von Jenner. Er widmete sich dem Staatsdienste, und trat 1791 als Rathsexspectant in die Staatskanzlei ein, wo er einige Jahre arbeitete. Dann bezog er 1795 zu seiner weitem Ausbildung die Universität Jena und kehrte über Göttingen, Hamburg und Paris 1797 in seine Heimath zurück. In Paris hatte er sich mit einer geistvollen Französin, Marie Aimée Guichelin, verheirathet. Nach dem Sturze der alten Regierung 1798 wurde er zum Generalsekretär des helvetischen Direktoriums ernannt und begab sich am 25. April nach Aarau, dem Sitz der neuen Regierung. Aber schon am 18. Juni wurde er durch den französischen Kommissär Rapinat genöthigt, zugleich mit den Direktoren Bah und Pfyster seine Entlassung zu nehmen. Er zog sich in's Privatleben zurück und kaufte sich in Moosseedorf bei Bern an. Mit dem Sturze der Helvetik und dem Eintritt der Mediationsverfassung 1803

¹⁾ Daher tragen die meisten an ihn gerichteten Briefe die Aufschrift: Hrn. Steck von Narburg. Die verschiedenen Zweige der Familie wurden damals überhaupt durch solche Zusätze von einander unterschieden, es gab noch Steck von Lenzburg und Steck von Saanen, nach den betreffenden Landvogteien, die Glieder der Familie bekleidet hatten.

kam er wieder in den Großen Rath und wurde von diesem in das oberste Appellationsgericht gewählt, starb jedoch schon am 22. September 1805. Weiteres über ihn gibt die Sammlung bernischer Biographien I. 446 und die allg. deutsche Biographie Bd. 35, S. 540.

Johann Rudolf Emanuel Fischer von Bern wurde geboren im Jahre 1772 (getauft den 1. Juli) zu Langenthal als Sohn des Pfarrers Albrecht Fischer und der Frau Urjula geb. Walther. Im Jahre 1776 kam der Vater als Pfarrer nach Büren, 1789 nach Groß-Höchstetten, wo er 1806 starb. Der Sohn studirte Theologie, wurde 1795 Kandidat, dann 1797 Vikar zu Thalheim bei Schinznach, hielt sich darauf bei seinem Vater auf, bis ihn im Oktober 1798 Stapfer als Sekretär in das Ministerium der Künste und Wissenschaften berief. Er trat in Beziehungen zu Pestalozzi, suchte 1799 mit Stapfer's Unterstützung auf dem Schlosse zu Burgdorf Lehrerbildungskurse zu organisiren, ein Unternehmen, das an dem chronischen Geldmangel der helvetischen Regierung scheiterte, kehrte dann zu Anfang 1800 wieder in seine Sekretärstelle zurück und starb schon den 4. Mai 1800 an einem typhösen Fieber. Er gehörte einem Zweige der großen Fischer'schen Familie an, wie auch das auf mehreren Briefen erhaltene Wappen zeigt. Von ihm handeln Siegfried Abt „Johann Rudolf Fischer von Bern, eine historisch-pädagogische Studie“, Frauenfeld 1882, Luginbühl, Stapfer, S. 159—171, und Otto Hunziker in den Pestalozziblättern 1891, Nr. 1 und 2, namentlich S. 9.

Albrecht Niklaus Zehender von Bern, genannt vom Gurnigel, war als Sohn des Besitzers des Gurnigel-

hades David Albrecht Zehender und der Frau Johanna geb. Forer am 7. August 1770 geboren, verheirathete sich 1794 mit Maria Elise von Grassenried, war Mitglied des Großen Rathes 1814—31, Stadtschreiber von Bern 1817—30 und starb den 6. Dezember 1849. Im Jahre 1799 nahm er Pestalozzi, der zum Tode erschöpft von Stans weggezogen war, auf dem Gurnigel auf. Ueber ihn vgl. die Nachrichten in Hunziker's oben erwähntem Artikel der Pestalozziblätter 1891 S. 21 und v. Müllinen's Beiträge zur bernischen Heimathkunde II. 165. Abt hat in Folge einer Verwechslung ganz unrichtige Angaben über ihn von Staatsarchivar v. Stürler erhalten und in seiner Schrift über Fischer S. 14 abgedruckt.

Diese drei jungen Männer nahmen an der geistigen Bewegung, welche die Revolution vorbereitete, mit Lebhaftigkeit Antheil, doch nicht alle in gleicher Weise. Am meisten huldigte den neuen Ideen Fischer, der geradezu als einer von denen bezeichnet werden kann, welche den neuen Zustand vorbereiten halfen. Nicht viel weniger prononcirt war Steck, der aber bald von dem Treiben der Franzosen und ihrer Anhänger in der Schweiz angewidert wurde. Am meisten hielt sich Zehender zurück, der dann auch nach der Restauration leicht in's alte Fahrwasser zurücklenkte. Die Briefe, die sie unter sich wechselten und die namentlich Steck auch mit einem weitem Bekanntenkreise tauschte, lassen also einen Einblick thun in die Gesinnungen derjenigen, die Freunde zeitgemäßer Reformen waren und gegen die aristokratische Regierungsform ankämpften.

Die Bestrebungen dieser Partei sind von der Nachwelt lange nicht so freudig anerkannt worden, wie die

Festigkeit und der Heldenmuth der Vertheidiger der alten Ordnung. Der Widerstand gegen die fremde Einmischung, wie Schultheiß Steiger ihn vertrat, hat im Andenken der Nachkommen die dankbarere Rolle erhalten. Gerade darum ist es interessant, auch in die Gesinnungen der Freunde des Neuen einen Einblick zu gewinnen, der in diesem Falle um so günstiger ausfällt, als diese Männer im Unterschied von andern hervorragenden Freunden der Revolution persönlich vollkommen uninteressirt waren und als rein ideale Verfechter eines besseren politischen Zustandes ihres Vaterlandes erscheinen.

Der Briefwechsel beginnt in der Hauptsache zu einer Zeit, als die künftigen Ereignisse sich nur erst in der Ferne ankündigten, mit dem Jahre 1792.

I.

Tagzuzug in Frauenfeld; Besetzung von Genf. 1792.

Wir schicken zunächst einen Auszug aus einem Briefe Steck's voraus, der seine Gesinnungen gegenüber der französischen Revolution erkennen läßt. Er ist datirt von Baden, den 16. Juli 1791, kurz nach dem verunglückten Fluchtversuche König Ludwigs XVI. und ist an Zehender gerichtet: „Die Entweichung des H. Capet, denn so nent man nun den König, war eine Begebenheit, die mich insonderheit wegen der im Anfang so sehr sich widersprechenden Nachrichten, sehr beschäftigte, es ware die letzte ohnmächtige Bewegung des Despotismus, das Ungeheilte liegt nun in seinen letzten Zügen. Ich möchte der ganzen Menschheit Glück wünschen, daß

ein Volk den Muth hat, eine auf Vernunft und Recht gegründete Konstitution, mit einer edlen Selbstverleugnung aufs Aeußerste zu vertheidigen. Nicht die lebende Generation, nein erst ihre Nachkommen und mit ihnen alle Menschen werden die Früchte ihrer edlen Bemühungen genießen, und mit Verachtung auf ihre Zeitgenossen blicken, die ihre Verdienste verkanteten. Bey wenig Völkern und in sehr seltenen Fällen waren die Gesetze in einem solchen Ansehen wie nun bey den Franken, wo selbst der König jetzt wegen einem gesetzwidrigen Schritt zur Rede gestellt wird. Zu Zürich denkt man ganz anders über die Revolution als zu Bern, die größere Aufklärung die dort herrscht, macht daß man die Grundsätze der Konstitution in ihrem wahren schönen Licht sieht, dieß scheint ein Widerspruch mit ihrer wirklichen despotischen Verfassung zu sehn, aber vor 2 Jahren war in Frankreich der nemliche Fall. Ich führe ein Beispiel zum Beleg meiner Behauptung an, das ich von sicherer Autorität habe. Die versammelten Gesandten zu Frauenfeld dekretirten, die schweizerischen Regimenter sollen den neuen Eid nicht schwören, ein Courier brachte die Nachricht nach Zürich, wo das Resultat der einmüthigen Berathschlagungen des Rath und Burgers dahin gieng, die Schwörung des neuen Eides ihren Regimentern anzurathen, ihren Gesandten aber eine Filze zu ertheilen, weil sie ohne Instruktion dekretirt haben. Zufolge einiger Privatbriefe soll das Regiment Ernst auch geschworen haben.“

Im folgenden Jahre nahm Steck Theil an der Tagung zu Frauenfeld. Dieselbe zerfiel in eine außerordentliche gemeineidgenössische Konferenz, die vom 14. bis 30. Mai gehalten wurde, und in eine ordentliche

Tagfakung, die vom 2. bis zum 27. Juli dauerte. Nachher folgte noch die sog. Fahrrechnung der die Grafschaft Baden und das untere Rheinthal regierenden Stände Zürich, Bern und Glarus in Baden 31. Juli bis 10. August. Gesandte Berns waren die Herren von Frisching und von Wattenwyl, jener hatte als Sekretär Herrn Thormann, dieser Herrn Steck mitgenommen. Hauptgegenstand der Berathungen war die Neutralität der Schweiz im Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich und das Verhältniß der schweizerischen Truppen in Frankreich zu den dortigen Machthabern. Noch war die Erstürmung der Tuilerien und die Niedermehelung der Schweizergarde (am 10. August) nicht geschehen, aber die blutigen Ereignisse kündigten sich bereits an.

Von dem Zustand des Thurgaus entwirft Steck in einem Briefe an Behender vom 10. Juli ein anschauliches Bild. „Das ganze Thurgau zählt etwa 40,000 Menschen und ist so fruchtbar, daß es ohne große Bearbeitung seine Bewohner nährt und kleidet. Aus diesen Vorderjäten sollte nun folgen, daß unter einem so glücklichen Himmelsstrich die Menschheit besonders gedeihen sollte; die Antwort aber ist leider ganz verneinend. Die Ursache ist sehr begreiflich, denn was läßt sich für Menschenglück hoffen wo acht Oberherren sind, von denen die sechs letzteren wahre Despoten sind, 72 Gerichtsherren und ein Duzend Klöster hausen. Ich habe wenig Gelegenheit gehabt, mich in statistischer Rücksicht zu erkundigen; die Justizpflege ist elend, jährlich bezieht der Landvogt mehrere tausend Gulden an Bußen, da ist kein Verbrechen, das sich nicht mit dem goldenen Talisman ausjöhnen läßt, die meisten Sünden des Fleisches, desgleichen

alle Frevel und Ehrverletzungen werden mit Gold abgewogen, die Willkühr des Oberamts und eine alte schwankende Uebung dienen statt der Taxe, mit F. 75 entehre ich meinem Nachbar sein Weib und wenn ich noch 5 dazulege, so kann ich zugleich alle Lasterungen gegen ihn austößen, für Morden, Brennen und Stehlen macht man dann etwa einige Umstände mehr, man appelliert an das Syndikat und da kann man mit einem Schof Dukaten die Herzen der Väter des Vaterlandes so weich machen, daß Ihnen vor Menschenblut schaudert. Warlich ein unglückliches Land, allen seinen Oberherren, den ersten etwa ausgenommen Fremde, muß es seine Schätze hergeben und selten fließt etwas zurück. Richtig an der Seite geht der Regierung die Religion, in beiden Religionen herrscht noch sehr viel Aberglauben und Fanatismus, unter dessen Drucke das Land in den Religionskriegen so lange schmachtete. Der Menschenschlag ist häßlich, ungestaltet, besonders die Weiber, die geschmacklose Kleidung noch mehr entstellt; nach Meiner's wären sie von mongolischer Herkunft, wenn sie nicht Europäer wären. Es muß warlich jeden Menschenfreund schmerzen, ein so fruchtbares von der Natur gesegnetes Land in einem solchen Zustande zu sehen, es ist einer der ersten Striche Helvetiens, die angebaut wurden, es verdankte seine Kultur dem Geiste der Frömmigkeit und Heiligkeit, der in jenem Zeitalter so vielen Klöstern den Ursprung gabe, die zu dem Anbau des Landes ungemein viel bestrugen, aber nun ist dieses wohlthätige Werkzeug des Wohlstandes zur Geißel des Landes geworden.“

Ueber die Stimmung des Volkes in jenen östlichen Gegenden des Vaterlandes belehrte ihn eine Reise, die

er mit den bernischen Gesandten, dem Kollegen Thormann und dem Landammann Wetter am 14. Juli antrat, und über die er von Baden aus am 4. August an Zehender berichtet. Sie gingen nach Herisau, dessen blühender Zustand geschildert wird, dann nach Rheineck, Rorschach, Walzenhausen, St. Margarethen, Monstein und über den Rhein in das Oesterreichische nach Hohenems. „Es war eben 2 Uhr des Morgens als ein fernes Getöse uns die erwarteten Croaten ankündigte. Das Städtchen lag in seiner ganzen Länge schnurgerade vor unsern Augen, ich kann dir nur gar nicht beschreiben, welchen eigenen Eindruck die ganze Szene auf uns alle machte, wir traten noch schlafsturm an's Fenster, eine sonderbare kriegerische Musik mit schnellem Takt schallte durch die öden Gassen, bald sahen wir den Trupp in ungebundenen aber ordentlichen Reihnen unter dem Scheine der Fackeln zum Thore hineinrücken, sie bewillkominten das Städtchen mit einem wilden Gebrülle. Es war ein kernhafter starker Menschenschlag, welcher der größten Ausdauerung fähig schien, die Kleidung trägt nicht wenig dazu bei, sie vortheilhaft zu zeigen, auf dem Kopfe tragen sie casques, sie haben knappe Wämser mit Ermeln und ihre Beinkleider die eng anschließen, enden sich in kleine Halbstiefel, den Zaro (eine Art von Ueberrock) tragen einige Compagnien en écharpe über die Achsel, andere hatten sich darein eingehüllt.“ So machten sie von ferne die Bekanntschaft des österreichischen Militärs, das zum Kriege mit den Franzosen ausrückte und wenige Jahre später von den Vertretern des aristokratischen Systems als Retter herbeigewünscht wurde.

Die Reise führte weiter nach Altstätten, Trogen und Gais, von da Abends spät nach Weisbad zur Besteigung des Ramor. „Das schöne Wetter hatte hier eine große Menge Volks herbeigelockt, die schon von ferne unsere unsichern Schritte durch den Lärm und die Illumination leitete. Wir traten in die Gaststube, die von Leuten angefüllt war, unser sonderbare Anzug, denn wir sahen Zigeunern wegen der Bequemlichkeit der Kleidung eben nicht unähnlich, zog den Wirth, einen Magnaten des Lands, bald an uns, wir baten uns ein freyes Plätzchen aus und es wurde uns eines auf der Treppe angewiesen. Der Mann hatte eine vielsagende Physiognomie und einen großen edlen Wuchs, er blieb bei uns, wir erzählten von unsern Croaten, Thormann bedauerte die Franzosen an solche Kerls zu kommen. Der Mann schüttelte den Kopf und hub an zu reden. Wie meynt Ihr, sprach er, daß Gott es zulasse, daß Leute, die nach Freyheit streben von feilen Fürstentnechten sollten unterjocht werden? Habt Ihr nie gehört, wie unsere hochgefrehten Voreltern die Oesterreicher geschlagen haben? Und nun sieng er mit vielem Feuer die Thaten derselben an zu erzählen und setzte dann immer Appenzeller und Franzosen in eine Paralele; der Mann hatte einige Schnitzer ausgenommen Sachkenntniß, doch waren ihm die neuen Auftritte der Revolution unbekannt. Denke dir unser Erstaunen, in einem solchen Winkel der Erde eine solche Szene zu sehen, zu sehen wie diese Stimmung, diese Denkungsart allgemein ware, indem immer ein lauter Beyfall dem Redner von den um ihn stehenden Landleuten zuschallte. Wir stunden endlich mit offenen Mäulern da, als das Gespräch sich auf unsere Regierung

wendete, und er nun auf die Aristokratie einiger Cantons zu schimpfen begann. Man vergaß, daß man müde und durstig war und hörte den Mann bis nach Mitternacht an. Ich bin nun Zeuge davon gewesen und habe dir die Sache ungeschminkt erzählt, aber schwerlich hätte ich vermuthet, daß eine solche Freiheitsliebe, eine solche Energie da noch zu Hause wäre, ich sehe den Mann noch vor mir mit seinen nackten schwarzen Armen seine Declamation mit heftigen Gebärden begleiten.“

Nach der Besteigung des Ramor ging der Rückweg über Appenzell, Urnäsch, Riechtensteig nach Frauenfeld.

Im nämlichen Jahre noch hatte Steck Gelegenheit, in der entgegengesetzten Ecke der Schweiz Studien über die Volksstimmung zu machen. Die Franzosen hatten inzwischen zu dem schon von ihnen besetzten Bisthum Basel auch noch Savoyen erobert und bedrohten unter dem General Montesquiou Genf. Die Stimmung in der Schweiz war seit den blutigen Ereignissen in Paris entschiedener geworden, die Kriegspartei gewann namentlich in Bern mehr Einfluß. Auf den Hülfseruf Genfs sandten Bern und Zürich ein Contingent Truppen der befreundeten Stadt zum Schutze, als Abgeordnete begaben sich dahin von Bern Alt-Landvogt von Frisching, von Zürich der Rathsherr Pestaluz, ihnen war als Sekretär der nachmalige „Restaurator“ v. Haller¹⁾ beigegeben, der damals ganz im Fahrwasser der Revolutionsideen trieb. Das bernische Truppencontingent hatte Steck als Sekretär zu begleiten. Die Besetzung von Genf dauerte vom

¹⁾ Vgl. dessen Mittheilungen über diese Mission im Berner Taschenbuch 1868, S. 71 ff.

29. September bis 30. November 1792. Aus dieser Zeit datiren mehrere Briefe von Steck an Zehender, sowie eine Anzahl von solchen, die er von einem seiner jungen Bernerfreunde, v. Dugspurgen, erhielt.

Der schweizerische Zuzug wurde in Genf von der herrschenden aristokratischen Partei sehr gut aufgenommen, dagegen war etwa ein Dritttheil der Bevölkerung franzosenfreundlich gesinnt und bereitete den Truppen Schwierigkeiten. Die Franzosen hielten sich in der Ferne, nachdem sie im Anfang Miene gemacht hatten, auf die Besetzung der Stadt durch die Eidgenossen durch einen Angriff zu antworten. So war das Unternehmen zwar nicht sehr gefährvoll, brachte aber immerhin einige Aufregungen mit sich. Am schlimmsten war es, daß die revolutionäre Propaganda auch unter die Besetzungstruppen eindrang. Davon meldet Steck am 17. November: „Unsre Truppen sind im Fall eines Angriffs in der ganzen Stadt zerstreut, unsre Kanoniers sind von den Franzosen gewonnen und würden vielleicht die Kanonen gegen uns kehren, 2 Kompagnien des Regiments Morsee haben schon mehrere mahle gezeigt, daß sie die dreifarbigichten Kokarden eben nicht ganz verabscheuen, ich könnte da noch mehr sagen, ich halte mich aber bloß an dasjenige, welches mir sicher bekannt ist. Ich weiß nicht, ob ich dir geschrieben habe, wie sehr man unsre Leute zu verführen trachtet, und daß es unmöglich sey, dem zuvorzukommen, weil der Resident ¹⁾ unter der Hand selbst sein möglichstes dazu beiträgt. Man hat, doch das im Vertrauen, zu Neus [Nyon] ein Zeichen des Ralliments

¹⁾ Der französische Resident de Château-neuf.

unter den Truppen entdeckt und weiß, daß es die Schweizerkofarde abgeben sollte, sie mischten nemlich unter das schwarze und rothe einen gelben Streif, damit die Kofarde weniger verdächtig und zugleich dreifarbigt sey, diese Kofarden sind hier in einem Bordell, wo unsre Artilleristen sich alle Abende befinden, fabrizirt worden, ein Aide de camp des Herrn v. Muralt, der das entdeckt hat, hat mir alles ausführlich erzählt, du wirst dir nicht vorstellen, wie weit der Arm unseres Geheimen Rathes reicht. Diese Kofarden wurden meistens von Dragonern und Kanoniers getragen, du weißt, daß diese zwey Corps aus den wohlhabenden höhern Klassen des Volkes bestehen, schließe daraus nun das fernere.“

So wurde die Besetzung Genfs am Ende den Schützenden, wie den Geschützten ziemlich zur Last, da auch die Jahreszeit den Dienst keineswegs erleichterte. Man war daher allerseits froh, als ein Abkommen mit Frankreich zu Stande kam, das dem Genfer Magistrat erlaubte, die Truppen zu verabschieden. Doch gab eben dies noch das Signal zu einem kleinen Tumult, von dem Steck am 26. November Folgendes schreibt: „Ich hörte gestern (Sonntags) Abends nach 8 Uhr auf meinem Zimmer Waffengegimmeln in den Kasernen, ohne jedoch einige Alarmzeichen zu hören, ich eilte herunter, sah in den Gassen alles was in Gesellschaften ware, eiligst nach Hause ziehen, in den Kasernen fand ich bereits unsre ganze Mannschaft unter den Waffen, die Ausgänge besetzt und die Pechkränze angezündet. Ich erfuhr nun, daß in St. Gervais (im verdächtigsten Quartier) ein Aufruhr ausgebrochen sey. Man ließ unsre Leute laden, und die Kanonen vor die Ausgänge stellen. Die Nachrichten, die

man erhielt, lauteten bedenklich, eine Patrouille ware einer Menge Bonnets rouges begegnet, eine andere hatte einen Magistrat gesehen, der vom Volk übel mißhandelt worden ware; einige Flintenschüsse, die man hörte, schienen das zu bestätigen. Mittlerweile stoßte auch das zürcherische Kontingent zu dem unserigen, und man war bereit, der Region auf den ersten Wink gegen die Auführer zu Hülfe zu eilen; man erhielt aber Ordre nach 9 Uhr die Leute zu entlassen. An sich genommen ist der ganze Vorfall unbedeutend, denn Niemand wurde verletzt oder verwundet, die Sache blieb einstweilen bey Rippenstößen und Schimpfungen, die Ursachen und die Folgen sind aber nicht gleichgültig. Schon um 4 Uhr sah man eine Menge rothkappichter Individuen aus allen Schlupfwinkeln hervorkriechen, gewisse Cercles lieferten eine Menge dieser bedeutenden Kappen. Das vertheilte sich nun in der Stadt herum, von da in die Schenken und wieder heraus. Den Vorübergehenden wurde ein nach ihrem Sinn geformtes politisches Glaubensbekenntniß abgefordert, oder vielmehr abgezwungen, wo man sich weigerte, da gab's Streit, beim weißen Pferde wurde ein Bonnet auf eine Stange gesteckt und da zwang man die Leute denn ein ehrerbietiges Kompliment zu machen und es zu küssen. Ich dachte an Tell von der aristokratischen Partei ist hingegen die Vorsorge getroffen worden, daß eine Menge Hunde und Katzen in dem nemlichen Jakobiner Kostüm in der Stadt herumlaufen, die sich aber ganz erbärmlich dabey geberden.“

Wenn in Genf die Revolutionsideen so stark vertreten waren und nach französischer Art in allerhand Demonstrationen sich Luft machten, so waren damals

diese Ideen auch in Bern, und zwar gerade in den höheren Kreisen der Gesellschaft keineswegs unbeliebt. Das zeigen die Briefe, die Steck damals von seinem Freunde v. Dugspurgen¹⁾ aus Bern erhielt. So schreibt dieser vom „Rauchleif“, einer Gesellschaft junger Leute, die er oft nach der kleinen Societät noch besuchte, daß sie alle nach der Lektüre von französischen Zeitungen und Tageschriften lechzen und sich solche auf geheimen Wegen zu verschaffen wissen. Die Gesinnungen der Kriegspartei fanden in diesem Vereine durchaus keinen Beifall. „Die Zeiten scheinen um vieles ruhiger geworden zu sein, zum großen Verdruße derer, die Krieg, offensiven Krieg, wünschen; denn daß es dergleichen Leute gebe, das ist leider außer Zweifel — doch sind es meistens nur junge Leute, die eher reden als sie denken, und die sich bei einem Kaminfeuer oder einer Tasse Thee mit einer besonderen Tapferkeit brüsten — von denen man aber, wenn es dahin kommen sollte, bedenkliche Merkmale sehen würde. Zum Besten unseres gemeinen Wesens besitzen wir aber eine derbe Anzahl vernünftiger Leute, denen dieses Beste mehr am Herzen liegt, als diesen inkonsequenten Strudelköpfen; ihre Anzahl nimmt immer zu und man fängt endlich an einzusehen, daß ein Krieg mit Frankreich zum größten Nachtheil, vielleicht zum gänzlichen Verderben des schweizerischen Freystaates gereichen würde.“ (Brief von Dugspurgen vom 24. Oktober.)

¹⁾ Emanuel Ludwig v. Dugspurgen 1770—1824, Kanzleisubstitut 1788, Kommissionschreiber 1795, geschicktes und thätiges Mitglied der Municipalität von Bern während der Helvetik, Landvogt von Nidau 1803, resignirte 1808, Regierungskandidat 1808, des großen Rathes 1814, des kleinen Rathes 1819 (v. Stürler, Berner Geschlechter III, Manuscript der Stadtbibliothek).

Diese Neutralität hinderte aber keineswegs die lebhaftesten Sympathien für die Franzosen, wie denn Dugspurger am 3. November schreibt: „Daß unsre und die französischen Cocarden in denen Mode Boutiquen [in Genf] so brüderlich sich vereinigt befinden, kömt mir als artig vor, wären es nur die Herzen anstatt der Cocarden; ich fürchte übel, es werde noch sehr lange gehen, bis es dazu kommt, daß wir an die roth und schwarzen Cocarden dreifärbige Freiheitskämpchen hängen“.

Wenn ein Theil der jungen Leute aus den regierenden Familien so gesinnt war, so kann man sich schon denken, wie entschieden der Widerstand gegen Frankreich in der bernischen Politik ausfiel, sie konnte über ein ewiges Hin- und Herschwanken zwischen Anläufen zu energischem Widerstand und geduldigem Nachgeben nicht hinauskommen und die Ereignisse von 1798 waren schon 1792 theilweise angelegt und vorausbestimmt. Indessen ging damals noch die Gefahr vorüber. Die Truppen konnten von Genf zurückkehren, ohne daß die Franzosen dort einzogen, doch triumphirte dort bald nachher die demokratische Umgestaltung.

II.

Die Zürcher-Unruhen. — Reise nach Deutschland und Paris. — Sendung in die Waat. 1794—1798.

Ein weiterer Vorbote der kommenden Veränderungen zeigte sich in der Volksbewegung, die im Jahre 1794 am Zürichsee entstand und zu dem sogenannten Memorial- und Stäfnerhandel führte. Die von den französischen

Freiheitsideen beeinflussten Anwohner des Zürichsees verlangten von ihrer Obrigkeit die Aufhebung der Beschränkungen, welche Handel und Wandel des Landvolkes zu Gunsten der Stadtbürgerschaft hemmten. Ein von dem Hafner Mehracher in Stäfa verfaßtes Memorial wurde eifrig herumgeboten und sollte der Obrigkeit eingereicht werden, diese bekam jedoch schon vorher Wind von der Sache und traf Gegenmaßregeln. Die Urheber und Beförderer des Memorials wurden zu Anfang des Jahres 1795 mit Verbannung bestraft.

Damit war aber die Sache nicht erledigt. Die Gemeinden am See hatten Kenntniß erhalten von Urkunden aus der Zeit Waldmann's und der Rappeler Kriege, die ihnen Rechte zusicherten, welche sie nicht mehr besaßen. Sie verlangten diese Rechte zurück, und da die Regierung nichts davon wissen wollte, stieg die Erbitterung immer höher. Stäfa wurde am 5. Juli militärisch besetzt, die Hauptführer der Bewegung, Bodmer, Pfenninger und Andere wurden gefangen nach der Stadt gebracht und ihnen der Prozeß gemacht, der am 2. September statt der anfänglich beabsichtigten Todesstrafe mit Verurtheilung zu lebenslänglicher oder wenigstens jahrelanger Gefangenschaft endigte. Diese Ereignisse sind soeben erst so gründlich und einläßlich dargestellt worden, daß wir einfach auf diese Darstellung verweisen können.¹⁾

Die Kanzleien von Bern und Zürich hielten sich gegenseitig auf dem Laufenden der politischen Ereignisse und bedienten sich dazu auch des Mittels der Privat-

¹⁾ Im 17. Band der „Quellen zur Schweizer Geschichte“: Zeitgenössische Darstellungen der Unruhen in der Landschaft Zürich 1794 bis 1798 von Dr. O. Hunziker, Basel 1897.

korrespondenz. So korrespondirte Steck mit dem Rathssubstituten Hirzel in Zürich, dem Sohne des Repräsentanten in Bern, welcher durch Fellenberg den Wunsch nach Einleitung eines solchen Verkehrs kundgegeben hatte. Hirzel war schon 1792 in Bern gewesen und hatte den „Rauchleist“ fleißig besucht. Steck's Meinung in Bezug auf die Zürcher Vorgänge ging dahin, daß diese Händel nicht sehr bedenklich sein möchten, da die Berufung der Unzufriedenen auf historische Dokumente zeige, daß sie nicht an Gewalt dächten. Er sprach auch die Hoffnung aus, man werde durch kluges Nachgeben der Unzufriedenheit abhelfen können. Hirzel äußerte sich darüber etwas anders. Er schreibt am 16. Januar 1795, indem er das Urtheil gegen Mehracher und die andern Urheber des Memorials mittheilt: „Sie fragten mich in einem Ihrer letzten Briefe, ob man nicht am Ende der oder dieser drückenden Beschwerde, die Klagen verursacht habe, abzuhelfen trachten würde. Durch die Administration will man helfen, aber nicht durch die Desorganisation, welche unausbleiblich erfolgen würde, wenn man allzu rasche Hand an's Werk legen wollte“. Und am 24. Februar: „Sie äußerten in Ihrem ersten Briefe den Gedanken (bei Ihren Bemerkungen über unsere Unruhen), daß Leute, die in solchen Fällen ihre Ansprüche auf Dokumente zu stützen suchen, kaum auf gewaltsame Mittel denken, sie geltend zu machen, und doch war es gerade dieser Umstand, der die Regierung bei diesem Geschäft beinahe in die größte Verlegenheit setzte“.

Neben diesen Unruhen beschäftigte sich diese Korrespondenz besonders noch mit der Kornsperrre, die durch die österreichischen Truppenführer gegen die Schweiz ver-

hängt worden war und den staatlichen Kornhandel von Zürich und Bern in arge Verlegenheit brachte. Die Schweiz war auf Getreidezufuhr aus Schwaben angewiesen und es mußte deßhalb versucht werden, die Transporte trotz der Kriegsläufe zu ermöglichen. Das konnte mitunter nur durch klingende Gründe erreicht werden, wie Hirzel am 2. Februar schreibt: „Sie werden bald nicht mehr zweifeln, daß man deutscher Seits aus Rache gegen uns handelt, und selbst Ihre nicht ungegründete Vermuthung, daß Herr Tscharner¹⁾ seine Negociation mit Geld werde anbahnen müssen, ist ein Beweis dafür. Der Major Ghudic, dem die militärische Execution der Sperre aufgetragen ist (ein wahrer Croat, sowie auch der Freiherr v. Bessan), wies unserm Abgeordneten nach Kotach einen Haufen Gelds mit dem Beifügen, sein Posten trage Lumpichte 3—4000 Thlr. jährlich ein, da hingegen einer seiner Kollegen wenigstens 10,000 Thlr. extra mache.“ Außerdem erschwerten sich Bern und Zürich gegenseitig ihre Stellung in diesem Geschäft durch Konkurrenz, welche die Preise in die Höhe trieb und von dem Angekauften verdarb Vieles, weil es nicht zur rechten Zeit transportirt werden konnte — ein Wink für die Freunde des staatlichen Kornhandels auch in neueren Zeiten.

Im nämlichen Jahre 1795 trat für Steck eine Aenderung seiner Stellung auf der Staatskanzlei ein, die es ihm ermöglichte, einen längern Urlaub zu nehmen, um

¹⁾ Der Professor Karl Ludwig Tscharner, Mitglied des Geheimen Rathes, der nachher auch als Gesandter auf den Rastadter Kongreß geschickt wurde. S. Tillier, Geschichte Berns V. 544. Vgl. das Kornkammermanual 1794/5.

auf fremden Universitäten seine Bildung zu vervollkommen. Er ging im Herbst nach Jena, wohin er auch seinen Freund Fischer mitnahm, und studirte dort bis Ende Frühjahr 1797 Rechtswissenschaft und Philosophie bei Fichte und Hufeland. Die politischen Angelegenheiten traten in dieser Zeit etwas zurück, doch schreibt er einmal in einem Briefe vom 24. Januar 1796: „An weit aussehende Verbesserungen in unserm Vaterlande ist vor der Hand nicht zu denken, für die Stufe von Cultur, auf welcher die Menschheit bey uns noch stehet ist unsre Regierung gut genug, ja man könnte sagen, daß sie auf diesem Punkte wohl keine bessere weit und breit aufzuweisen hat: aber auf diesem Punkte darf die Nation nicht stehen bleiben, sie muß weiters gebracht werden, die Regierung muß an ihrem eigenen Untergang mit geschäftiger Hand arbeiten, je eifriger sie das Werk betreibt, desto länger wird sie sich erhalten“.

Als dagegen im Frühjahr 1797 die Reise weiter fortgesetzt wurde und über Göttingen, Bremen, Hamburg und Holland nach Paris führte, traten für Steck die politischen Dinge wieder in den Vordergrund. Er berichtete mit Enthusiasmus seinen Berner Freunden, daß er im nämlichen Hause Wohnung gefunden habe, in welchem Adam Lux und Forster, die edlen deutschen Freiheitschwärmer, gewohnt hatten. Die Stimmung der Pariser Bevölkerung dagegen widerte ihn an, keine Begeisterung mehr für die großen Prinzipien der Revolution, dagegen krasse Sittenlosigkeit und unter der Decke eine starke Hinneigung zur royalistischen Reaktion. Als er die Stätte besuchte, wo die Schweizergarde am 10. August gekämpft hatte und gefallen war, gesellte sich ein

Mann zu ihm und „ging weit und breit an zu demonstrieren, es war ein Kämpfer jenes Tages: c'est de ce pavillon là que ces infames Suisses tirèrent sur le peuple, ils nous jetèrent des cartouches de son (!), en les relevant mes frères tombèrent percés des coups que ces traîtres tiraient sur nous etc. Ich wollte das Faktum in Zweifel ziehen, aber wie konnt' ich da aufkommen, er war selbst Zeuge gewesen.“ (Paris, 28. Mai 1797.)

Am 14. Juli, dem Jahrestag der Erstürmung der Bastille, wohnte er der Feier des Nationalfestes bei, war aber davon sehr enttäuscht. Das Ganze beschränkte sich auf eine Rede des Präsidenten des Direktoriums, Carnot, und einige militärische Evolutionen auf dem Champ de Mars, die aber so wenig Publikum angelockt hatten, daß man die Köpfe zählen konnte. Die hauptstädtische Presse fand er zu $\frac{7}{8}$ royalistisch gesinnt, im Rath der 500 sei die royalistische Partei ebenfalls stark vertreten, nur der Rath der Alten halte noch fest zu den republikanischen Prinzipien.

Diese politische Konstellation flößte ihm starke Besorgnisse in Beziehung auf die Stellung des Direktoriums zu den bernischen Angelegenheiten ein. So schreibt er an Fischer am 1. Thermidor (19. Juli 1797): „Du verlangst zu wissen, was ich hier in Rücksicht der politischen Lage unseres Vaterlandes erfahre. Böses und Gutes, aber äußerst wenig sicheres, man kann auf nichts gehen, gewisse Leute sprechen von dem baldigen Ende unserer alten Formen mit einer Zuversicht, die keinen Zweifel zu vertragen scheint; spricht man ihnen von Reformen, die von oben herab kommen sollen, so antworten sie mit

einem ironischen Lächeln, so wenig der Tiger seine Flecken, so wenig zc. Aber überall, wo ich hinkomme, läßt man merken, daß wir wohl thäten auf unsrer Hut zu sein. Die royalistischen Journale spenden uns Wehrauch, und nehmen sich mit großem Eifer unsrer Sache an. Der Himmel bewahre uns vor solchen Freunden. Gestern stehe ein langer pathetischer Artikel im Journal l'Europe datirt Bern, unterzeichnet G. M. Ich vermuthe, es sey Meister, der Bruder des Professors in Zürich. Der Verfasser stößt mächtig in die Lärmtrompete, ruft ganz Europa zu Hülfe. Laharpe hat uns eine schwere Wunde geschlagen, ich habe sein Buch¹⁾ gelesen, so viel ich beurtheilen kann fand ich die richtigsten und genauesten Kenntnisse von unserer Verfassung und es sind in Rücksicht auf unser Verhältniß zum Pays de Vaud Facta aus der Geschichte der Unterwerfung angeführt, die sehr in Verlegenheit setzen, die Antwort würde schwierig seyn. Was ächt republikanisch gesinnt ist, haßt unsre Regierung auf den Tod. Ich speiste neulich bey de Witt²⁾, die ganze Tafel über wurde von nichts gesprochen als von Bern, es waren viele Schweizer zugegen und die übrigen nehmen sonst viel Antheil, de Witt erhigte sich und gerieth in einen Grimm, der mir am Ende doch etwas peinlich ware, so oft er auch die ehrenhaften Ausnahmen geltend machte.

1) Es ist der Essai sur la Constitution du Pays de Vaud gemeint, dessen erster Theil Ende November 1796 in Paris erschien. Der zweite war soeben, Ende Juni 1797, erschienen. — S. Strickler, Franz Rudolf von Weiß (Neujahrsblatt der lit. Gesellschaft zu Bern auf 1897) S. 93, Anm. 26.

2) Der holländische Gesandte in Paris.

„Herr von Grierz¹⁾ unser würdiger Gesandte ist in der tiefsten Ruhe, es ist klar daß ein solcher Mann, der sein Wahrzeichen an der Stirne trägt, wenig erfährt, indessen ist die Verabschiedung von Lacroix²⁾ ein Schlag, der ihn wecken könnte. Sein Nachfolger will den Frieden mit England und Oesterreich und nahm nur unter dieser Bedingung sein Portefeuille an, es ist auch so viel als gewiß, daß in einigen Tagen die Unterhandlung in Lille und Montebello mit großem Erfolg für Frankreich geendigt sein wird. Aber der Frieden ist eben nicht das beste, was uns geschehen kann, die Hand welche schon zwey uralten Aristokratien den Tod gebracht hat, könnte auch über uns kommen, wenn sie etwas müßiger ist. Und die Hauptsache, man hat Geld vonnöthen. Neußert man seinen Unwillen über eine solche Unthat, so zuckt man die Achseln — Sie kennen die Menschen nicht, junger Mann!

„Ich sagte, ächte Republikaner sehen unsre Feinde, gehe zurück in der Geschichte der Revolution und du wirst finden, daß wir immer am übelsten daran waren, wenn diese die Oberhand hatten. Die Gironde und ihre Reste haben es öfter bewiesen wie gram sie unsern Regierungen sehen. Die Jakobiner, die eigentlichen Terroristen, waren uns immer hold, Robbespierre, wie ich aus gewisser Hand weiß, hatte eine besondere Vorliebe für Bern, er verfolgte die Proscribirten die hier waren, sie entgingen mit Noth der Guillotine.“

1) David Niklaus v. Greyerz, Procurirter der bern. Salzdirektion in Paris und geheimer Agent der bern. Regierung.

2) Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der wegen Verdachts des Royalismus durch Talleyrand ersetzt worden war.

Als dann am 18. Fructidor (4. Sept.) unter dem Vorwande einer royalistischen Verschwörung die Partei der gemäßigten Republikaner gänzlich gestürzt und Barthélemy, der Freund der Schweiz, gar zur Deportation nach Cayenne verurtheilt wurde, schrieb Steck (16. Sept.): „Der 18. Fructidor war ein Tag des Heils, nicht eben für Frankreich, das von neuem eingeht in den Kampf, sondern für die Sache der Republiken. Für die Schweiz war es ein Tag der Trauer, mehr als nie vielleicht ist die Gefahr uns nahe, die so lange drohte. Das System des Revolutionirens ist wieder an der Ordnung des Tages, die Throne müssen zusammenstürzen, oder Frankreich verliert seine Verfassung, das ist's, was seine Machthaber tiefer einsehen als nie. Ich glaube nicht, daß sie irren, an Ausöhnung ist nicht zu denken, weil die Sicherheit der einen, besser das Daseyn der einen, nie bestehen kann bey dem der andern

„Schon einmal war dieser Ausrottungskrieg (gegen die Monarchien und Aristokratien) angefangt, aber damals war es Frankreichs Interesse, die Schweiz neutral zu haben, jene Gründe sind weggefallen, Frankreich hat nun durch seine Eroberungen Hilfsmittel, die ihm damals fehlten. Wir haben nicht nur alle Freunde verloren, die sich unsrer annahmen, es sind lauter Feinde von uns, die den Zügel ergriffen haben, kleinliche Leidenschaften flößen ihnen unverjöhnlichen Haß gegen unsre Regierung ein, und sollten sie ihre Rache vergessen, so fehlt es leider nicht an Leuten die sie unablässig anhezen werden. Zwar glaube ich noch nicht an das unglückweisagende Wort, das mir überall entgegenschallt, ich bin schon mehr an diese Sprache gewöhnt, aber dennoch kann ich manche rege Sorge nicht entfernen.

„Ich bin kein Verehrer unsrer Formen, aber ich achte und verehere den Geist unsrer Regierung und vieler ihrer Verweiser: sie sind nicht frei von gerechtem Tadel, aber es sind Engel und Heilige gegen diese die hier ihr Wesen treiben. Die Sache der Republik ist mir theuer und nahe am Herzen, weil sie die Sache der Menschheit ist, ich sehe nicht auf die, welche sie vertheidigen, sondern auf den Zweck, auf den sie, ohne daß es ihr Verdienst und ihr Werk sey los arbeiten, ich wünsche der fränkischen Republik Sieg und Erfolg gegen die Könige. Aber die Erhaltung unserer Staatsformen, weit entfernt ihr im Wege zu stehen, ist ihr vortheilhaft und ist wichtig im Plane des Ganzen. Wo findet man den Wohlstand, die Sicherheit und Unverletzlichkeit individueller Rechte als bey uns, wo die Machthaber das Böse nicht thun können, wenn sie es auch wollten und gerne das Gute befördern, wo sie die Einsicht haben. Trotz und Widerstand also dem Frevler, der es wagt unsere Ruhe anzutasten und sollten wir darüber vernichtet werden, wir wollen uns nicht unter sein Joch schmiegen. Unsere Freiheit wollen wir uns selbst geben auf sicherem Wege. Klein ist unser Volk an Zahl, das Land arm an Hülfsmitteln, aber dennoch vermag fester, kühner Muth viel. Nur Eintracht und edles Vergessen jeder Meinung, die uns entzweyte, eines ist das Interesse und es ist nicht bloß das Interesse des Schwenzers, es ist das des Menschen: es ist schön und rüstet uns mit hoher Kraft, auf einmahl zu kämpfen für Menschheit, Vaterland, Eltern, Gattin und Kinder. Ein heiliger Schwur, zu sterben oder zu siegen ertöne von Gebirg zu Gebirg, von Thal zu Thal, wenn sie kommt, die Stunde des Handelns.“

So kehrte Steck im Herbst des Jahres 1797 von banger Besorgniß erfüllt nach Bern zurück und es ward ihm bald Gelegenheit geboten, den Fortschritt der Gefahr nun auch im Vaterlande zu sehen. Das Waatland war schon lange unruhig. Um einen letzten Versuch der Verständigung zu machen, sandte Bern eine Abordnung¹⁾ dahin, bestehend aus den H. v. Gingins, von Graffenried, von Sinner, die Steck als Sekretär zu begleiten hatte. Ueber die Beobachtungen, die er dort machte, berichtete er an seinen Kollegen in der Kanzlei, Gruber,²⁾ und dieser schrieb an ihn eine Reihe von Briefen. Von den letzteren sind 6 erhalten, sie reichen vom 24. Dezember 1797 bis 18. Januar 1798, ein siebenter ist undatirt.

Zweck der Mission in's Welschland sei nicht, setzt Gruber auseinander, die Kenntniß der Stimmung seiner Einwohner, über die man auf diesem Wege nichts zuverlässiges erfahren würde, sondern durch eine öffentliche Demonstration die Gutgesinnten im Lande aufzumuntern, sich näher an die Regierung anzuschließen und ihre Gesinnungen laut werden zu lassen, die Andersdenkenden dann in der Dreistigkeit ihrer Unternehmungen aufzuhalten, sie abzuschrecken und die große Menge der Gleichgültigen zum Nachdenken und zum Entschluß zu bringen, es mit dem Vaterland und mit der gegenwärtigen Verfassung

1) Vgl. die Instruktion für diese Kommission, vom 18. Dezember, bei Strickler, Aktensammlung I 77, Nr. 108.

2) Samuel Abraham Gruber, 1765—1835, damals Rathsexpeditant, 1795—1798 und 1803—1831 Mitglied des Großen Rathes, Rathsschreiber, Staatschreiber, ein sehr gemeinnütziger und thätiger Mann. S. Lauterburg im Nachtrag zum Berner Taschenbuch 1853, S. 227.

zu halten. Die amtlichen Berichte aus dem Waatland lauten nach Gruber, wie die der Legation, sehr tröstlich, Jedermann im Lande sei bereit gewesen, dem allgemeinen Aufgebot gegen einen angreifenden äußern Feind zu folgen, ein einziges kleines Dorf (Höchstetten) wurde von seinen Vorgesetzten versammelt und ihm die Frage vorgelegt, ob vor dem Marsche nicht zu Bern angefragt werden sollte, worum es eigentlich zu thun sei? Sein Begriff von der Lage sei folgender: „ohne Stoß von außen und bei einer möglichst guten Administration, glaube ich, werden wir noch lange, oder noch einige Zeit bleiben was und wie wir sind, und wenn Veränderungen unvermeidlich sind, so wird der Genius der Zeit und eine ruhige Ueberlegung sie allmählig ohne Sturm herbeiführen; allein der Stoß von außen? Nach Nachrichten von Paris aus einer der sichersten Quellen scheint unsre Lage besser zu werden. Paris, 12 F. (Frimaire, 2. Dezember) l'on travaille pour nous tous (les Suisses) à Paris, l'on a espérance et grande espérance de détromper et de ramener à de meilleures dispositions. Das scheint freilich etwas beruhigend, allein das behieligende Blatt hat jenen Eindruck von Beruhigung bei mir völlig ausgelöscht, das considérant, warum der narrateur universel verboten wird, enthält nach meiner Ueberzeugung eine indirekte Aufforderung an das Volk, thätig zu sein um sich in seine Rechte einzusetzen.“

Schon im nächsten Briefe (4. Jan. 98) findet Gruber, die Lage sei viel bedenklicher geworden. „Das arrêté des Directoire vom 8. Nivose¹⁾ (28. Dezember) ist

¹⁾ Durch welches diejenigen Waadtländer, die sich an die französische Republik wenden würden um ihre alten Rechte geltend zu

vorerst ein offener Eingriff in die hiesigen Souveränitätsrechte und ein bübischer Kunstgriff um die Mißvergnügten im Lande mit Hoffnung zu beleben und zur Thätigkeit anzuspornen.“ Nun wisse die Regierung, woran sie sei und könne Maßregeln treffen um die glückliche Stimmung des Landes zu erhalten. „Um diese Stimmung zu erhalten, haben die eidgenössischen Repräsentanten die allhier sich befinden heute an die Tagssatzung geschrieben, um von da aus in einer bündigen Proklamation die einmüthige Entschlossenheit der Eidgenossenschaft, bey der diesfälligen Verfassung zu bleiben und sie zu vertheidigen, dem ganzen Land bekannt zu machen, welches so wie ich das welsche Land kenne, dort einen großen Eindruck machen würde, dieser Eindruck wird vermehrt durch die Nachricht von dem Bundschwur,¹⁾ der wahrscheinlich gestern zu Aarau beschlossen worden ist.“ Um in Paris zu Gunsten Berns zu arbeiten, schreibt man nach Aarau (an die Tagssatzung), um die außerordentliche Gesandtschaft nach Paris zu instruiren. „Ochs wird als Gesandter von Basel dazu gebraucht, aber dem, ich kann mich des Ausdrucks nicht enthalten — dem Vaterlands-Verräther Ochs werden ein oder zwey mäßige einsichtsvolle Männer an die Seite gegeben werden, das ist der Begriff den ich mir davon mache.“

Im nächsten Briefe vom 8. Januar steht die Sache Berns im Waatland nur noch so: „die Frage ist, sollen wir revolutionirt werden, oder sollen wir es selbst thun. Das letzte scheint einmüthiger Beschluß der

machen, unter französischen Schutz gestellt wurden. *Actenjammlung von Strickler I, 79.*

¹⁾ Derselbe fand dann am 25. Januar statt.

Commission zu seyn, denn was giebt man mit den états généraux zu; eine Versammlung, die sich nicht bei diesem oder jenem grief aufhalten, sondern die eine neue Organisation vorbereiten wird, die mit unserer Verfassung keineswegs bestehen kann. Losreißen von der Republik, oder Auflösung ihrer ganzen Verfassung, das ist der Zweck der gegenwärtigen Bewegung, und der Augenblick? wo eine französische Armee ¹⁾ auf den Grenzen steht: profitez, schreibt de l'Harpe, du moment où une armée française longe vos frontières; Frankreich begünstigt die Pläne der pétitionnaires durch terroristische Maßregeln, aber beschlossen ist es nicht, uns anzugreifen, wenn sich die Regierung nur kurze Zeit behaupten und innere Zwistigkeiten vermeiden (kann), so dürfte wahrscheinlich dieser Sturm noch vorübergehen; denn ich glaube, daß Aufforderungen allein den französischen Einmarsch nicht bewürken, wirkliche Zwistigkeiten müssen ausbrechen um diesen schrecklichen Umstand zu bewürken. Daß man durch Schrecken auf uns zu würken suche, das beweisen die beyden Dépêches von Mengaud und aus den beyden Antworten werden Sie abnehmen, wie die Regierung gesinnt ist: haben wir états généraux in der Waat, was wird mit dem deutschen Lande werden?

Zwey Worte werden Ihnen meine Denkungsart über unsre Lage schildern: Wir bleiben was wir sind — wenigstens für einmal — oder wir machen die ganze Revolutions-Carriere durch völlige liberté und égalité, das will Frankreich, und daß das Volk an ihren Grenzen so elend werde, als ihr eigenes ist."

¹⁾ Die nach dem Frieden von Campo Formio aus Italien zurückkehrende Armee.

Statt der états généraux wurde nun jede Gemeinde im Waatland besonders aufgefordert, ihre Beschwerden einzugeben, aber das diente auch nur dazu, das Feuer zu schüren. „Man haltet hier, schrieb Gruber bald darauf, wie in Lausanne, die Lage des welschen Landes für verzweiflungsvoll, allein wie gehet es für die Regierung verloren? Die Pétitionnaires von Lausanne, Neuchâtel und Yverdon werden alle Tage dreister, und in gleichem Verhältniß das Ansehen der Regierung schwächer, die Klubbisten sind thätig, die Regierung ruhig und so kommt die Insurrektion täglich ihrem Ausbruch näher, bricht sie aus, so wird die ganze Welt der Regierung vorwerfen, sie habe das Land aus Mangel an Energie verloren. . . . Eine entschiedene Majorität der Landeseinwohner ist ein Opfer der Klubbisten und Bern ist gebrandmarkt.“

Am 15. und 17. Januar faßte nun die Berner Regierung Beschlüsse, welche die Entscheidung unvermeidlich herbeiführen mußten. Es wurden Truppen aufgeboden und dem neu ernannten General v. Weiß Anwendung militärischer Gewalt befohlen.¹⁾ Diese Maßregel konnte nach Grubers Ansicht den Ausbruch vielleicht beschleunigen, aber es war nun besser, nachdem es einmal so weit gekommen war, daß es zur Entscheidung gedeihe. „Die gesetzmäßige Auctorität, schreibt er in seinem letzten Briefe, ist so weit gesunken, daß die Regierung nicht mehr Meister ist, für die Sicherheit der Grenzen und wichtiger Plätze so zu sorgen, wie sie es gut findet, daß ein Amtmann, welcher Rätthe die den Eid der Treue verweigern als eidbrüchig ansehen will, nicht unterstützt

1) Vgl. Strickler, Franz Rudolf von Weiß, S. 70.

werden darf, und daß einer Deputation aus diesem Rathe in einem gesetzwidrigen Ansuchen nicht widersprochen werden darf. Die Klubbisten werden alle Tage dreister, ihre Verbindungen knüpfen sich fester, ihre Absicht einer totalen Umwälzung (wird) stündlich unzweideutiger, und alles was man ihnen bisher entgegenstellte war: fordert, so wird euch gegeben werden. Und was forderten sie? Landstände, deren Zusammenkunft, davon bin ich fest überzeugt und werde es durch das was um uns her vorgeht immer mehr, das Signal der Revolution, diese der Anfang innerer Unruhen und die Folge von diesen der Einmarsch einer fremden Macht, die Soldaten unterzubringen wünscht und Geld erpressen will, sehn würde. Auf der andern Seite sehen Sie einen bedeutenden Theil des welschen Landes ruhig und mit seinem Schicksal zufrieden, in allen, auch in den unruhigsten Gegenden finden sich eine Menge Leute, die diese Gefinnungen theilen oder durch die Klubbisten irre geführt über ihr wahres Interesse Belehrung erwarten, eine große Menge, die durch Schrecknisse jeder Art, die ihr von den Städten beigebracht werden, zu Boden geschlagen, keine Meinung haben oder sie nicht äußern dürfen. Und diesem Zustand der Dinge, der, ich wiederhole es, täglich der öffentlichen Sicherheit gefährlicher wird, soll die Regierung zusehen, noch mehr, sie soll von zweien Uebeln das unvermeidliche wählen. Sie soll die überwiegende Zahl der stillen Bewohner des (Waatlandes) opfern, und wem? den Klubbisten? werden sie den Staat besser führen? oder den Petitionärs? durchgehen Sie die Verzeichnisse und Sie finden darauf Boutiquiers, Landsfremde, neue Bürger, von denen der große Haufe nicht weiß,

was er thut, heute zu und morgen gegen die Petition schwört. Mir scheint also dadurch, daß die Regierung einen freilich gewagten Versuch macht, sich im pays de Vaud zu behaupten, hat sie ihre heiligste Pflicht erfüllt und ihrer Ehre die gebührende Rechnung getragen. Mißlingt der Versuch nun so geschieht vielleicht was sonst etwas später geschehen wäre.“

Steck's Briefe an Gruber sind leider nicht erhalten. Er wird seiner Gesinnung gemäß eher für milde Maßregeln plädirt haben. Man mochte indessen dieses oder jenes thun, das Schicksal war nicht mehr aufzuhalten. Die Kommission kehrte nach Bern zurück, am 24. Januar brach die Revolution aus und die Waat ging für Bern verloren.

III.

Die letzten Wochen vor Ausbruch des Krieges.

Sendung nach Basel, Februar 1798.

Von der Stimmung in den Kreisen derjenigen jungen Berner, die den Ideen der französischen Revolution freundlich gesinnt waren, geben aus jenen Tagen namentlich die Briefe Fischer's Zeugniß. Sie lassen die Gründe erkennen, aus welchen manche Angehörige des bevorrechteten Standes selbst mit den bestehenden Einrichtungen unzufrieden waren und ihre Abänderung wünschten. Es war die Zeitphilosophie mit der Lehre von den allgemeinen Menschenrechten, es waren für jenen Freundeskreis namentlich die Lehren Rousseau's und Fichte's, die zu solchen Resultaten führten. Namentlich Fischer war von diesen

Ideen stark ergriffen und befürwortete eifrig eine Umgestaltung der bernischen Verhältnisse in ihrem Sinne.

Seine Denkweise spricht sich besonders in einem langen Briefe aus, den er am 24. November 1797 aus dem Pfarrhause zu Schinznach an seine beiden Freunde, Steck und Zehender, richtete. Er war damals vor Kurzem als Vikar nach Thalheim im Aargau geschickt worden, nachdem, wie es scheint, die Aussicht auf eine Professur sich zer schlagen hatte. Der Auftrag scheint nicht gerade seinen Wünschen entsprochen zu haben, denn er redet in einem etwas früheren Briefe von dem „Angewitter, das in dumpfen Tönen vom Dekanat her gegen mich anbrach.“ Indessen erfüllte er seine Pflicht, beschäftigte sich aber innerlich besonders mit den politischen Bewegungen der Gegenwart. So spricht er sich seinen Freunden gegenüber in dem erwähnten Briefe aus, den wir nun, mit einigen unvermeidlichen Kürzungen, mittheilen wollen.

„Ist unser Vaterland in Gefahr? Das frage ich nicht — ich setze es voraus, ich glaube es, aber dafür frage ich: 1. wie ist wohl der jetzige Zustand unserer Verfassung zu beurtheilen, ist eine Veränderung desselben zu wünschen? 2. ist eine von außen uns aufgedrungene Veränderung zu wünschen, oder abzutreiben? 3. was rathet die Pflicht, von der Klugheit geleitet, dem Bürger? 4. was erfordern meine Lage, meine Verhältnisse von mir insonderheit?“

Die erste Frage präcisirt er näher dahin: „sind in unserer Verfassung die Hauptbedingungen beobachtet, unter denen die moralische Entwicklung des Menschen möglich wird? . . . ich gestehe, daß mir unsere Verfassung jenen Erfordernissen nicht zu entsprechen scheint.“

Wo ist die Möglichkeit, daß Anlagen im Menschen sich ausbilden, um die Stelle einnehmen zu können, welche ihm die Natur anweist — da sind unübersteigliche Hindernisse, die Monopolien entreißen durch ihre Unverletzlichkeit dem gemeinen Besten jenen Antrieb des Ehrgeizes und des Gemeingeistes, der schlummernde Kräfte weckt und Racheiferung einführt. Ich erschrecke, wenn ich die Subtraktion anblicke, welche dieser Umstand an der Totalmasse der Aufklärung und Thätigkeit vornimmt. — Wo sind in unserer Verfassung die Mittel, Wahrheit zu verbreiten und ohne physische Gewalt Verbesserungen anzubringen? Publizität erdrückt, und keine Frage an's Volk, keine Antwort von ihm, ewige einseitige Vormundschaft. Ich wollte mich noch zufrieden geben mit Berechnung des Nationalwohlstandes, aber physische Unmöglichkeiten moralische Kräfte zu üben, die schlagen den Menschen nieder. An den Zustand der gemeinschaftlichen Untertanen und der Angehörigen einzelner Kantone kann ich ohne Schmerz nie denken, Venedig könnte bei einer Vergleichung mit diesen gewinnen.

„Jeder einzelne Staat hat den Keim der Zerstörung in sich selbst, und doch entwickelt er sich zu ungleichen Zeiten, daher dann immer einer den andern zurücktreiben muß, wenn sich einige Versuche, das Joch abzuschütteln, hervorthun. Geseht, man wäre z. B. in Bern inkonsequent genug, das Volk gehörig aufzuklären, wie will man sich dann desselben bedienen, um z. B. die Freiburger zu erdrücken, wenn sie es nun haben wollen, wie die Berner. Zum Voraus hat ein Staat dem andern seinen aristokratischen Uebermuth garantirt, wo sind die Grenzen? Wenn die bittere Quelle auch bloße menschentödtende

Grillen ausströmte, so müßte der Verbündete das Auge zuschließen und sich zum Beifall zwingen. Wie empörend ist dieses Verhältniß, autorisiren zu müssen, was man verabscheut.

„O, was für herrliche Kräfte gehen nicht für die Menschheit verloren durch eine Verfassung der Zünfte, wenn sie vollends wie in Basel den Launen des Looses unterworfen sind, oder wie in Luzern alle Konkurrenz unmöglich wird, oder wie in Uri, Schwyz u. s. w. die niedrigen Demagogenkünste der Maßstab des Verdienstes werden.“

Dann fragt er sich, ob die jetzige Verfassung der Schweiz mit Rücksicht auf ihr Verhältniß zu den Nachbarstaaten nothwendig so sein müsse, wie sie ist, verneint aber die Frage: „Ist die Schweiz etwas, wenn das Gleichgewicht ihrer Nachbarn die Fortdauer ihrer Unabhängigkeit nicht mehr nothwendig macht? Ihren Unterhalt entzieht ihr ein Federstrich, ihre einzelnen Bundesgenossen verwickeln sie in gefährliche Verhältnisse, oder müssen sich gefallen lassen, aufgeopfert zu werden, Graubünden, Genf, Mühlhausen, das Bisthum Basel zeugen davon, oder werden davon zeugen.“

„Die Menschheit sollte wohl gewinnen, daß so mancherlei Verfassungen innerhalb unserer Gränzen existiren, welche ihr belehrende Beispiele und Versuche aufstellen könnten? — Könnten — das ist wahr, aber wo ist jenes Streben, jene Racheiferung, jene Publizität, welche die Bedingungen des gewünschten Erfolges sind? Die Theater sind zu klein, man reicht zu bald mit den Künsten der Familienintriguen aus, man macht sich zu bald Systeme der gegenseitigen Rücksicht und selten verfällt ein ausgezeichnete Mann

darauf, mehr zu sein, als er nothwendig braucht, und das ist sehr wenig.“

Dennoch widersteht ihm der Gedanke, bei einer Volksbewegung Hülfe zu suchen. „Ich kann keiner Revolution von unten das Wort reden, und eine solche von innen heraus ist überdieß in unserem Vaterlande nicht zu erwarten. Ich scheue mich vor Unrecht, hier mein Grund gegen das erstere, und die Nichterwartung des letztern, die wird durch Vieles gerechtfertigt. Kein erheblicher Ausbruch — die bedeutendsten Gährungen sind gestillt; kein Zusammenwirken, bald trennt die Religion, bald nachbarliche Eifersucht. Wer sollte eine Umwälzung leiten? Jene Vorurtheile würden auch die neuen Machthaber entzweien. Woher sollte diesen ohne Gewalt ihr Ansehen kommen? Zutrauen fänden sie keines, so lang die bisher begünstigten noch einige Macht besitzen. Wie würden die Verbesserer beschaffen sein? ich zittere, wenn ich denke, was jetzt, tief im friedlichen Zustand, Aarau und Brugg für Häupter gewählt haben, und daß es in größern und kleinern Gemeinheiten solche Hummels in Menge giebt, wie sie Pestalozzi¹⁾ schildert, denen doch vor der Hand die erste Rolle nicht entgehen würde.“

So würden die innern Verhältnisse allein eine Umwälzung noch lange hinauschieben. „Es braust indessen ein Sturm von außen her, wird er vorübergehen oder wüthen wie ein Orkan? Kann und soll man ihn beschwören? Dies sei meine zweite Frage“.

„Es ist wahr, ich mußte hier meinen ererbten Nationalstolz bekämpfen, das Gefühl der Nationalwürde,

¹⁾ in Lienhard und Gertrud, der blutsaugerische Untervogt Hummel, dem der Landvogt Arner das Handwerk legt.

auf Völkergerechtigkeit gegründet, zur Ruhe bringen, die Flamme des auflodernden Patriotismus mäßigen, um unbefangenen die Frage zu beantworten: dürfen wir Eingriffe in unsre Unabhängigkeit, oder den Umsturz derselben zugeben? — Widerstand forderte jede Sehne in mir, allein Menschenglück und Menschenrettung befahl Mäßigung und erlaubte keinen Widerstand ohne vorhergegangene Berechnung des zu hoffenden Erfolges. Dieser Grundsatz widerlegte jetzt meinen vorherigen Entschluß, meinen und meiner Mitbürger Untergang unter den Trümmern unsrer Unabhängigkeit nicht zu fürchten. — Ich frug jetzt nach der Möglichkeit deren Realisirung die nächste Zukunft verhüllt. Das Gelindeste wird sein, daß man Aufopferung von uns verlangt, — werden Ländereien gefordert: so trifft die Wahl größtentheils die gemeinschaftlichen Bogteien, diese können fürwahr bei keinem Tausche der Herrschaft verlieren, ich wollte ihnen noch Glück wünschen dazu. Einen verbündeten Staat hingegen kann Helvetien, ohne freiwillige Selbstübergabe desselben nimmermehr von sich abreißen lassen, die letzten Mittel bleiben da unerläßlich, theils wegen der Konsequenz der durchgängigen Treue im Beobachten beschworener Verträge, theils wegen der Zersplitterung, die sonst keine innere Haltung mehr an ihrer Ausbreitung hindern könnte.

„Geldaufopferung wäre zwar schimpflich, allein nie fällt auf uns ein größerer Schimpf zurück, als er den Expressern auf ewig ankleben wird. Manche gemeinnützige Unternehmung müßte dadurch zwar aufgeschoben oder ganz abgewiesen werden, aber dann würde ich auch nie zu rufen aufhören: vermindert die Zahl derjenigen,

welche die Staatseinkünfte unter sich theilen, erschwert ihre Lasten, noch werden sie nicht darunter erliegen, und die andern nicht dabei darben. So würde ein Ausfall des jetzigen Jahrzehndes schon in den nächstfolgenden Dekaden sich wieder vergelten, der Staat würde sich dann bereichert und seine Regierung sich verbessert haben, dieses durch die Macht der größern Konkurrenz, die nunmehr entstehen müßte. Die katholischen Kantone wären am wenigsten zu beklagen, sie würden es wagen, die Hand an einige reiche Klöster zu legen und der mittelbare Werth dieser Erhöhung sowohl, als ihr unmittelbarer wäre wohl für den Patrioten entschieden.

„Wird man sich aber dabei begnügen, bloß den Baum zu schütteln, um seine Früchte wegzutragen, wird man denselben nicht ganz umhauen, um Holz und Früchte zu theilen? Diese Gefahr empört mich — wir sollten wieder unter Oesterreichs Joch uns schmiegen, oder von Frankreich das Almosen der Freiheit für einen kleinen Theil unseres Vaterlandes erhalten und theuer bezahlen?“ Diese Ueberlegung würde doch einen Versuch des bewaffneten Widerstandes anrathen, und zwar auch gegen den übermächtigen Gegner, heiße er Oesterreich oder Frankreich. „Es ist wahr, daß Oesterreichs Herrschaft mich in Wuth setzt, täglich stehen Habsburgs Ruinen vor meinen Augen, an sie knüpfen sich tausend Vorstellungen — Furcht vor päffischer Unterdrückung nach Ungarns warnendem Beispiel, und Abscheu gegen die Menschenzertretung durch militärische Aushebungen und Entwürdigung kraftvoller Alpensöhne unter das schändende Rohr des Feldweibels. Der Patrizier möchte vielleicht eher noch sein Loos dulden, er würde Pensionen, Hofraths=

Justiz-, Polizei-Rathsstellen wittern, aber so würde er dann nicht einmal mehr mit geradem Sinn herrschen, sondern dort höfisch kriechen, hier despotisch drücken. Castelen ist mir nahe, es ist erbaut aus Steinen, welche der Marschall von Erlach aus dem Breisgau durch Frohnfuhren der dortigen Bauern herfahren ließ — ist es nicht der Weissenstein im Kleinen?

„Über Frankreichs Gemeinschaft würde vielleicht erwünschter sein? Mich schreckt sie, so lange noch jedes Jahr neue Erschütterungen droht. Möchte die dortige Verfassung sich bewähren und dann einst die kommende oder vielleicht fernere Generationen unsres Vaterlandes anziehen und nicht verschlingen! Diese Aussicht wollte ich segnen, sie würde wohl auch nicht die Besorgniß zulassen, daß französische Kultur die bei uns aufkeimende deutsche ersticke, diese würde alsdann sich schon entweder mit jener wohlthätig amalgamirt oder bei uns feste Wurzel geschlagen haben. — Frankreich will uns vielleicht einen Theil seiner Heere aufdringen, und — mit ihnen sollen wir die Verwüstung der Gesetz- und Sittenlosigkeit aufnehmen. Der niedrige Schmeichler wird, mit ihren Generalen zugleich, in die Reihe der Gesetzgeber eindringen wollen. Ich sah mit Unwillen, daß dieses in Cisalpinien geschah. Drückende Auflagen werden das Land aussaugen und Auswanderung erst erzwungen und dann bestraft werden. Diese Aussicht ist mir auch fürchterlich.“

Nun wendet sich Fischer zur dritten Frage: was die Pflicht, von der Klugheit geleitet, von dem Bürger erheische. „Jene verlangt Verbesserung eines unrechtmäßigen bürgerlichen Verhältnisses auf der einen Seite,

auf der andern Seite Vertheidigung eben dieses Zustandes gegen äußere Gewalt, ich winde mich hier bloß durch die Verbindung von beidem aus meiner Verlegenheit. So lange wünsche ich Kampf und Widerstand, bis wir uns das Recht darauf errungen haben, selbst eine Verbesserung unseres Zustandes vorzunehmen und auszuführen. Die Gefahr bahnt dann zu dieser den Weg, sie vereinigt, indem sie Vorurtheile zerstört, sie gibt die Veranlassung, welche einzelne Bürger nicht herbeiführen dürften, ohne des Verraths sich schuldig zu machen oder wenigstens den Verdacht desselben und seine Folgen zu tragen. Die Gefahr würde die ächten Patrioten kenntlich machen, vorausgesetzt, daß sie auch die besonnensten und die muthigsten wären, sie würden Achtung und Zutrauen gewinnen. Eine Diktatur wäre unumgänglich und diese würde schon mit der Nothwendigkeit bisher unerhörter, wenn gleich gerechter und kluger Maßregeln vertraut machen. Die Idee der Veränderung würde ihr Befremdendes verlieren, und das Realisiren derselben könnte mit unsrer Selbständigkeit vielleicht die Ausöhnung unsrer Feinde nach sich ziehen. Wer weiß, ob nicht unser Muth auf der einen Seite, und Gewinnung der einzelnen Machthaber in Frankreich auf der andern der Kaufpreis wäre, um den dieser Staat den unsrigen schonte, und sich begnügte in der neuen Regierungsform das Pfand eines dauernden Einflusses zu finden? — Eine auf diese Art veranlaßte Umwälzung würde sich mit der geforderten Treue gegen unsre jetzige Regierung vertragen, und doch den Weltbürger nicht gegen sich selbst waffnen. Sie könnte vielleicht nachher Handlungen der Gerechtigkeit zugleich zu Hülfquellen umschaffen, die befreiten gemein-

schaftlichen Unterthanen würden gewiß freiwillig ansehnliche Summen zur Erhaltung desjenigen Staates beitragen, der aufhört, ihr Unterdrücker zu sein, und sie in seinen Schooß aufnimmt, die Klöster müßten sich gefallen lassen, die Rettung des Staates und der Religion mit ihrem Dasein zu bezahlen, und Bern insbesondere würde vielleicht die England geliehenen Summen retten, welche sonst auf jeden Fall verloren wären; alle Anstalten für Humanität und Aufklärung, deren wirklich sehr schätzbare in unserm Mittel sind, würden in ein consequentes System hineingezogen werden und da die Bürgerschaft ihrer Dauer und ihrer Wirksamkeit finden.“

Was endlich die vierte Frage, seine eigene Stellung zum Staate anbetrifft, so findet Fischer in seinem geistlichen Stande ein unbedingtes Hinderniß, aktiv hervorzutreten. „Ich habe mit mir ausgemacht, daß der Lehrer der Religion und der Sittlichkeit an keiner Revolution thätigen Antheil nehmen darf, wenn er auch als Mensch und als Bürger noch so sehr von ihrer Rechtmäßigkeit überzeugt sein sollte.“ Nur wenn die Regierungsform durch andere Stände umgeworfen würde, dürfte ein Geistlicher eine neue Laufbahn betreten und als Vertreter der Sittlichkeit in den neuen Verhältnissen zu wirken suchen.¹⁾ So schließt dieser Brief mit der in der Stellung des Schreibers liegenden Selbstbeschränkung, die in ihm dargelegten Ansichten lassen aber erkennen, daß bei allem

¹⁾ Ueber diese Frage hat sich Fischer in seiner im Mai 1798 in Basel erschienenen Schrift „über das Verhältniß der Geistlichen zum Staate u. s. w.“ näher ausgesprochen. Da verlangt er für die Geistlichen entschieden das politische Stimmrecht, das die helvetische Einheitsverfassung ihnen aberkannt hatte.

jugendlichen Idealismus ein klares und bestimmtes Ziel ihm vor sichwebte, die unvermeidlichen Veränderungen, welche die politische Lage bald herbeiführen mußte, zur Anbahnung eines besseren Verfassungszustandes für Bern und die Schweiz zu benutzen, das nämliche Ziel das, freilich vielfach durch persönliche Begehrlichkeit getrübt, die Männer der sogenannten Patriotenpartei verfolgten. In Fischer sehen wir einen der überzeugtesten, aber dabei ideal und uneigennützig gesinnten Vertreter dieser Richtung.

Er hatte bald Gelegenheit seine Ansichten im Verkehr mit einem der bedeutendsten Männer der damaligen Zeit, mit Heinrich Pestalozzi, noch mehr abzuklären und zu festigen.

Der nächste Brief, den er an seine Freunde schrieb, datirt von Schinznach, den 4. Dezember 1797, berichtet von einem Besuche, den er diesem bedeutenden, aber damals in seinem Werthe noch nicht recht erkannten Manne in Birx gemacht hatte. Da kam das Gespräch bald auch auf die politischen Verhältnisse und es stellte sich volle Uebereinstimmung der Ansichten heraus. „Daß eine Umänderung der Dinge zu wünschen sei, darüber waren wir einig, daß der Stoß von außen kommen müsse, war uns auch nicht zweifelhaft, und daß er von uns müsse aufgenommen, geleitet, modificirt werden, das war seine (Pestalozzi's) Meinung ebenfalls.“ Die Franzosen sollten also gleichsam den Hebel abgeben, mit dem die Freunde einer inneren Umgestaltung die bisherige Staatsform aus den Angeln zu heben gedachten. Nach Verrichtung dieses Dienstes sollten sie sich dann höflich zurückziehen und aus der Ferne beifällig dem Leben des neu ge-

schaffenen, weltbürgerlich organisirten Staates zusehen. Die Rolle, die Frankreich da zgedacht war, ließ an Edelmuth gewiß nichts zu wünschen übrig, aber sie war dem Charakter der französischen Politik offenbar nicht recht angepaßt.

Wir verzichten übrigens darauf, den inhaltreichen Brief Fischer's über seine Unterredung mit Pestalozzi hier weiter mitzutheilen, da derselbe schon anderswo vollständig veröffentlicht wurde.¹⁾

Die Ereignisse gingen nun ihren Gang weiter und schienen zunächst den Fischer'schen Erwartungen zu entsprechen. Die bernische Regierung gab dem Ernste der Lage nach, die Lostrennung der Waat, Ende Januar 1798, hatte endlich Vielen die Augen geöffnet, man widerstrebt nicht länger den von den liberal Gesinnten längst verlangten Reformen. Am 2. Februar hatte der Große Rath von Bern eine Kommission eingesetzt, um die Mittel zu berathen zur Rettung des Vaterlandes vor der immer näher heranrückenden Gefahr. Die Kommission legte noch am gleichen Tage den Entwurf einer Proklamation vor, welche die Zusicherung gleicher politischer Rechte für alle Staatsbürger enthielt. Da dieser Ausdruck im Rathe beanstandet wurde, so brachte die Kommission am 3. Februar einen andern Entwurf ein, der allen Staatsbürgern die Fähigkeit zu den Regierungsämtern zu gelangen, zusprach. Die Repräsentanten vom Lande in der Kommission, Kengger, Lütthard, Stuber, Michel, Lüscher hatten soweit nachgegeben. So erließ der Rath nun diese

¹⁾ In den „Pestalozziblättern“ (Beilage der Schweiz. pädagog. Zeitschrift) von 1891, Nr. 1 und 2, von Dr. D. Hunziker.

Proklamation und Steck, der damals wieder auf der Staatskanzlei arbeitete, sandte sie alsbald seinem Freunde Fischer, der nun wieder im Pfarrhause zu Högstetten bei seinem Vater sich aufhielt und daneben in Hasle bei Burgdorf vikarisirte.

Da diese Proklamation für das Folgende wichtig ist¹⁾ und bei Strickler, Aktensammlung I. 403 unter Nr. 1329 nur erwähnt, aber nicht abgedruckt wurde, so geben wir sie dem Wortlaute nach. Es ist ein Plakat in Folio mit dem Bernerwappen geschmückt und lautet so:

Wir Schultheiß Klein- und Große Rätthe, und Ausgeschlossene der Städte und Landschaften des Eidgenössischen Standes BGRN, thun kund hiemit

Daß wir, nach feyerlicher Abschwörung eines theuren Eides zu Gott dem Allmächtigen, Unser Vaterland und seine Unabhängigkeit gegen jeden äußern und innern Feind mit Gut und Blut zu vertheidigen, Uns frey und ungedrungen entschlossen haben, die Regierung mit dem ganzen Volke auf das innigste zu verbinden, und zu diesem heilsamen Endzwecke in Unserer Staatsverfassung diejenigen Veränderungen vorzunehmen, die das Wohl des Vaterlandes erfordern und dem Geiste der Zeiten und den Umständen angemessen sind.

1) Sie hat noch bei der Bewegung der Dreißigerjahre nachgewirkt, s. Blösch, Eduard Blösch und 30 Jahre bernischer Geschichte S. 30. — Die Staatskanzlei soll damals die nutzlos daliegende und längst als antiquirt betrachtete Proklamation als Emballage zu Versendungen an die Gemeinden gebraucht haben, wodurch Viele von Volksrechten erfahren, von denen sie keine Ahnung gehabt hatten und auf die sie sich nun berufen konnten.

Zu diesem Ende haben Wir, nach reifer Ueberlegung, folgende Beschlüsse erkannt, und demnach festgesetzt und verordnet:

1. Daß wir längstens innert Monatsfrist einer aus den einsichtsvollsten und rechtschaffensten Staatsbürgern von Uns niedergesetzten Kommission den Auftrag ertheilen werden, den Plan zu einer verbesserten Staatsverfassung zu entwerfen.

2. Daß jeder Staatsbürger das Recht habe, zu allen Stellen der Regierung und Verwaltung des Staates zu gelangen, und daß die Repräsentation des Volkes in der Regierung, durch selbstgewählte Repräsentanten, als Grundlage dieser Verfassung festgesetzt seyn solle.

3. Daß in Aufrechthaltung der Religion und Behauptung Unserer Freiheit, Unabhängigkeit und Integrität, Wir fest entschlossen seyen, die erkannte Verbesserung Unserer Staatsverfassung ohne einige fremde Einmischung vorzunehmen und zu vollenden.

4. Daß das Privateigenthum gleich dem Eigenthum des Staats und der Gemeinheiten unter den Schutz der Gesetze gelegt, als unverletzbar erklärt, und sowie die Sicherheit der Personen heilig seyn solle.

5. Daß die Besoldung aller Aemter in der Regierung nach dem Verhältnisse ihrer Beschwerden und Arbeiten bestimmt, alle übrige Staatseinkünfte aber zu Gunsten des Staates verrechnet werden sollen.

6. Daß der Entwurf dieser Verbesserung der Staatsverfassung innert Jahresfrist den zu dem Ende versammelten Staatsbürgern zur Annahme oder Verwerfung vorgelegt, und von dem Zeitpunkte an, da er wird angenommen worden seyn, fürdersamst in Ausübung gesetzt werde.

7. Daß, zu Handhabung der gesetzlichen Ordnung und innern Ruhe, eine Kommission mit der nöthigen Vollmacht niedergesetzt werde.

8. Daß diese Beschlüsse den Einwohnern des ganzen Landes mitgetheilt, durch den Druck bekannt gemacht, von Kanzeln verlesen, und an gewohnten Orten angeschlagen werden sollen.

Geben den 3. Februar 1798.

Kanzley Bern.

Als Fischer diese Proklamation erhielt, brach er in hellen Jubel aus und schrieb am 4. Februar¹⁾ seinen Freunden: „Theure Freunde! So ist es denn erfüllt, was noch vor wenig Monaten schöne Träume schienen! so, von günstigen Umständen begleitet, eingetroffen, was sonst nur im Gefolge oder im Begleit von Stürmen und von Zerstörung einzutreten pflegt! Freilich vorüber ist das Gewitter noch nicht, allein wenn es auch einschlägt, wenn es auch verheert: so war doch der Tag — an dem eine schöne Morgenröthe anbrach, und ich werde ihm zwar nachweinen, aber ihn segnen, und mit ihm viele edle Männer, welche er emporhob aus dem Staube der Unbekanntschaft, indem er sie der öffentlichen Hochachtung hinstellte, oder die er rechtfertigte in ihrem Denken und

¹⁾ Kurz nachher, wahrscheinlich Sonntag den 11. Februar, hielt Fischer aus Anlaß der Ankündigung des Dekrets eine Predigt „über die merkwürdigen Beweise der göttlichen Vorsehung in den Maßregeln unserer Obrigkeit“, die in Bern bei der typographischen Buchhandlung 1798 erschien. Sie ist über den Text Sprüchwörter XXI. 1 (des Königs Herz ist in des Herrn Hand wie Wasserbäche, er leitet es wohin es ihn gelüstet) gehalten und gibt der Freude und Dankbarkeit über das Ereigniß beredten und ergreifenden Ausdruck.

Handeln. Segen über ihnen! Weg, drohender Dämon der Herrschsucht, laß ein freies Volk sich selbst beglücken und das Verdienst hervorsuchen Gestern erhielt ich die Proklamation, welche unserm Vaterlande neue Energie geben wird, daß seine Söhne ihre schönen Prädikate nicht mehr bloß von den Ahnen erborgen und gegen schnödes Geld, oder den Tand eitler Ehre, oder jede andere schön verlarvte Herabwürdigung verkaufen. — Ich war durch mancherlei bewegt, gerührt, geweckt worden, die Nachricht kam an, mit hastiger Hand ergriff ich sie, ich las und tief im Busen erhob sich die Rührung, welche sich bald Luft machte in Thränen, der Menschheit ein heiliges Opfer! — Ich suchte Jemand, dem ich Gleichheit! zurufen könne, der Schreiber Bühlmann trat herein, und er empfing als Repräsentant meiner Mitbürger den Bruderkuß. — Frankreich! schone ein friedliches Volk, vergönne uns die reine Freude, unsere Vertheidiger zurückzurufen in ihre Familien und sie zu begrüßen: Heil Euch! ihr habt durch Treue, durch Ordnungsliebe gesiegt, keine blutigen Kämpfe verbittern unsere Freude, ihr habt errungen, was sonst Blut und Zerstörung kostet — Freiheit! und unbesleckt ist ihr Genuß! —“

Gegen das Ende des Briefes läßt die Zuversicht etwas nach: „Ach — werden wir Frieden haben? — Nicht eine Eroberung — allein die eine und untheilbare helvetische Republik macht mir noch viele Sorge.“

Etwas weniger enthusiastisch nahm Steck, der dem Gang der Staatsgeschäfte näher stand, das Ereigniß auf. Er schrieb ihm zurück: „Auch wir, mein Theurer, haben freudetrunken frohlockt über die Morgenröthe eines

schönern Tages, haben uns umarmt, uns den Bruderfuß der Freiheit gereicht. Aber wird er auch wirklich so hell sein, dieser Tag? sind wir gerettet? Bange Zweifel pressen uns den Busen Eine bedeutende Macht haben wir durch diese Veränderung den Fränkischen Machthabern in der öffentlichen Meinung entgegengesetzt; aber ihre Schaaren haben einen Theil unseres Landes inne; gerne kehrte dieses gute Volk zu uns zurück, vereinigte sich gerne mit denen, die sich nun als Brüder, nicht mehr als Herren ihnen nahen; schon ist er laut geworden dieser Wunsch, als die Kunde jenes großen Tages zu ihnen herüberkam. Wer entfernt jene Schaaren, müssen wir zum Schwerte greifen? es sei: nur Vorsicht und Gemessenheit, daß kein übereiltes Beginnen ihre National Rache über uns bringe.

„Wenig Neues seit vorgestern: (General) v. Büren hat sich bei einem Anfälle von Heroismus herausgenommen die Stadt Aarau feindlich zu überziehen; man setzte ihm keinen Widerstand entgegen, er nahm Besitz von der Stadt, entwaffnete die Bürger, setzte den alten Magistrat wieder ein und that das Alles aus eigenem Impuls während daß Boten des Friedens auf dem Wege waren, dieser Gemeinde die Nachricht von unserer Staatsreform und Amnestie zu bringen. Mehrere der revolutionären Partei flüchteten nach Basel, andere nach Biel, wo sich Mengaud aufhält. v. Büren ist vor den Kriegsrath berufen um Rechenschaft abzulegen, und Bay (Advokat) ist gestern an die Stadt Aarau abgeordnet worden um sich zu erklären und alles beizulegen.

„Noch ist das Vaterland nicht gerettet, noch muß gehandelt werden; die Veränderung ist erzwungen, und

ist vielleicht unzureichend. Die Franken vermissen ihre zufälligen Attribute, ich wünsche, sie blieben weg. Aber die nämlichen Menschen sind an der Spitze der Regierung. Der Franke wird uns zurufen, ihr seid Heuchler, ihr täuscht uns mit Worten.

„Auf der andern Seite Reaktion. Man ist erbost auf Fellenberg und auch ich habe die Ehre zuweilen als Jakobiner und Revolutionair genannt zu werden. Es sei. Ich fühle nur eine Gleichgültigkeit gegen das Urtheil anderer, die mich über alles wegsetzt.“

Es zeigte sich in der That bald, daß die so enthusiastisch begrüßte Reform nicht die Morgenröthe eines besseren Tages, sondern nur ein kurzer Sonnenblick gewesen war, nach dem die Wolken sich schwärzer als zuvor zusammenzogen. Der französische Gesandte Mengaud erklärte die Konzessionen für ungenügend und verlangte Abdankung der alten Regierung. Mit ihm unterhandelte in Basel eine bernische Abordnung bestehend aus Tillier, Bay, Kengger, Gygax¹⁾, der Steck als Sekretär beigegeben wurde. Es war eine peinliche Mission, die nur zu Demüthigungen führte. Mengaud hatte seine Forderungen, nachdem von Bern aus den Abgeordneten in Basel deren Ablehnung mitgetheilt worden war, nun direkt nach Bern gerichtet. Aber die bernische Regierung blieb diesmal fest. Darüber schreibt nun Steck am 20. Februar 1798 Folgendes²⁾:

1) Strickler, Attensammlung I. 251. Nr. 670, die Instruktion ist vom 9. Februar datirt.

2) Der Brief ist von Fischer's Hand geschrieben, dem Inhalt nach aber offenbar eine Kopie eines Briefes von Steck. Vgl. den ganz entsprechenden Brief von Bay an Herrmann ebenfalls vom 20. Februar,

„Ihr kennt den Inhalt der Note, die Mengaud an unsre Regierung eingesandt hat; ihr wißt, daß man dieselbe geradezu zurückgewiesen hat. Diese Antwort von Bern ward mit Klugheit dem fränkischen Gesandten mitgetheilt, er war darüber so entrüstet, daß er drohte auf der Stelle den Befehl zum Angriff zu geben, kaum konnte man ihn besänftigen, er versprach eine Proklamation an's Volk noch vorhergehen zu lassen.

„Frankreich will die Veränderung unserer Staatsform vor der Epoche der Primairversammlungen und wird sie gewiß durchsetzen. England sucht eine Vendée im Osten zu bereiten, und Unruhen im mittäglichen Frankreich werden gewiß ausbrechen. Ihr wißt, wie leicht der Krieg mit Oesterreich von Neuem ausbrechen kann, und für Frankreich steht zu besorgen, daß unsre Regierung und ein Theil des Volks, auf's Aeußerste gereizt durch seine letzten Begegnungen, sich mit seinen Feinden vereinigen werde.

„Die Billigsten unter uns sind über den Grundsatz einig, daß der Krieg abgewendet werden solle, wenn es vermittelst einer Veränderung geschehen kann, die ohnehin als rechtmäßig gewünscht, und später vorgenommen worden wäre. Der Wohlstand unseres Volkes darf für nichts aufgeopfert werden, als für die Behauptung seiner Unabhängigkeit und Würde. Das Dekret vom 3. Februar muß, wenn es Ernst damit ist, schleunig in Ausübung gebracht werden, die Jahresfrist ist bloß das Maximum des Aufschubs.“ Steck schlägt nun vor,

in Zichowke's Denkwürdigkeiten II. 346, und Strickler's Aktensammlung I. 262, Nr. 696.

daß durch ein neues Dekret der sofortige Uebergang zur repräsentativen Staatsform erklärt und eine Versammlung von wirklichen Volksvertretern nach freier Wahl, ohne Rücksicht auf den Unterschied zwischen der Hauptstadt, dem Land und den kleinen Städten, einberufen werde. Aber auch dann bleibt die Lage ernst genug. „Wird diese Maßnahme uns aber wirklich retten vom Kriege? uns schützen gegen die Anmaßungen der französischen Machthaber? unsere innere Ruhe und gesetzliche Ordnung sichern? Sie wird es, so weit es überhaupt unter diesen Umständen möglich wird, sie wird es mehr als irgend eine andere.

„Die Absichten der fränkischen Regierung, so weit man sie aus den Aeußerungen Mengaud's und aus der Uebersicht ihrer Lage schließen kann, sind dabei erreicht. Sie werden zwar Entschädigung fordern an die Kriegskosten, und man wird ihnen gegen Abtretung eines Streifs Landes mit Würde eine Summe hinwerfen können. Mehr werden sie nicht fordern und können es nicht, denn 1. würde eine starke Armee auf unsern Gränzen erforderlich sein, und in 2 Monaten haben sie dazu keine disponible Macht; 2. liegt ihnen viel daran, sich einen guten Namen zu machen, um die Revolution in Deutschland, die nach Briefen aus Rastadt im Werke sein soll, zu erleichtern.

Ferner wird eine wahre Volksversammlung, die im Namen der Nation spricht und handelt, eine ganz andere Stellung gegen Frankreich annehmen können, als unsere gegenwärtige Regierung, die erschöpft und kraftlos ihren matten Gang daherschleicht. Wir glaubten, sie würde durch die Beschlüsse vom 3. Februar Leben gewinnen,

allein die neuesten Vorfälle im Aargau scheinen das Gegentheil zu beweisen.

„Noch einige Tage und unser Schickjal wird entschieden sein, es ist dringend, daß ein Entschluß genommen werde, die Augenblicke sind kostbar. Im Département du Mont Terrible stehen 30,000 Mann, täglich ziehen hier Truppen durch, von Stunde zu Stunde muß man den Angriff erwarten. Wollt ihr Krieg? für wen kämpft ihr? für wen bringt ihr namenloses Verderben über euer Vaterland? Für Freiheit, sagt man, für Unabhängigkeit, für Nationalwürde. Würdet ihr nicht vielmehr kämpfen für eine veraltete Verfassung, die des Opfers nicht werth ist? für persönliches Interesse? für Individuen? Will man wieder Zuflucht nehmen zu einer halben Maßnahme, so folgt der Ausbruch, Bern und Solothurn, und sie allein, müssen von allen Seiten her büßen für ihre Halsstarrigkeit.

„P. S. Soeben (Dienstag Morgens den 20.) erhält Mengaud den Befehl vom Direktorium, die Truppen in unsern Kanton einrücken zu lassen. Er will noch das letzte friedliche Mittel versuchen. Es ist Zeit die Sache des Vaterlandes — nicht die der Regierung, zu retten. Unsere Deputirten sind entschlossen, wie viele andre, ihre Stellen niederzulegen, wenn die Regierung hartnäckig auf dem Alten besteht.“

In Bern sah man dagegen damals noch die Lage nicht als so verzweifelt an und war sogar noch nicht einmüthig zu einer durchgreifenden Verfassungsänderung entschlossen. Am 24. Februar kam eine Abordnung von Basel nach Bern, bestehend aus Huber, Vegrand und

Schmid ¹⁾, die dem Großen Rathe vorstellte, wie die Stadt Basel sich freiwillig zu einer innern Umgestaltung entschlossen und diese bereits durchgeführt habe, wodurch das gute Verhältniß zu Frankreich wieder hergestellt worden sei. Bern möge ein gleiches thun um dem drohenden Schicksal zu entgehen. Der Große Rath hört die Abgesandten willig an und Schultheiß Steiger gab ihnen, wie Tillier sagt, eine würdige, selbst verbindliche Antwort, aber der Anregung wurde keine Folge gegeben ²⁾. In Bern sah man einstweilen den Feind noch nicht vor den Thoren, man glaubte immer noch den Krieg vermeiden zu können, ohne im Nachgeben zum Neuzersten zu schreiten. Möglich, daß der Rath der Basler, auch wenn man ihn befolgt hätte, doch nicht die gewünschte Wirkung erreicht haben würde. Die Sache lag für Frankreich, Bern gegenüber, anders als früher gegen Basel. Die bernische Aristokratie war ein viel gefährlicherer Gegner als die von Basel, und die bernischen Millionen waren in der Handelsstadt, die mit dem Gelde besseres anzufangen wußte, als es einzukellern, nicht zu holen. So schreibt denn Fischer an Steck am 24. Februar Folgendes:

„Ich habe dieser Tage in einen Ideentausch mich hinein geworfen, wie noch nie in meinem Leben; Fellenberg, Stapfer und gestern Schmid sind auf's Vertrauteste mit

¹⁾ Joh. Jakob Schmid von Basel, wurde unter der Helvetik Statthalter von Basel, 1800 Mitglied des Vollziehungsausschusses, dann helvetischer Kriegsminister. — Vgl. über diese Gesandtschaft Strickler, Aktenammlung I. 240 Nr. 623 und 270 Nr. 714^a.

²⁾ Vgl. Strickler, Aktenammlung I. 243 Nr. 633.

mir umgegangen, und wenn Friede und Unabhängigkeit uns bleibt, so segne ich diese Tage.

„Ich bin erklärt dafür, daß unsre Regierung einer Nationalrepräsentation Platz mache, unsre Gründe sind die gleichen. Ich bedaure indeß wegen der guten Sache, daß Ihr — die Deputirten nach Basel, den Fragepunkt unrichtig aufgestellt habt. Wir müssen, sagt ihr, den Krieg abwenden, und darum Mengaud's Forderung nachgeben. Das empört! so müssen wir denn Frankreich's Gesetze, um nicht gestraft zu werden, annehmen. Die Unabhängigkeit wird nunmehr die Losung der Aristokraten, und die scheinbare Konsequenz verblendet Manche. Daß M. noch einen Ausweg sich behalten will, das flößt Mißtrauen ein, und man hätte Recht, wenn die neue zu wählende Convention sich nicht gleich bey ihrer ersten Sitzung als unverleßlich erklären und dadurch jede Anmaßung entkräften könnte, sie kann, sie soll, sie wird es, denn ohne Zweifel muß sie an Energie gewinnen. — Hättet ihr diesen Gesichtspunkt in's Auge gefaßt, ihr würdet weniger euch den Eingang verschlossen haben, ihr könntet es sagen: „gebt nicht den Franken, gebt nicht der Furcht vor dem Kriege nach, gebt dem ausgedrückten oder vermuthlichen Wunsche eurer Mit-Gidgenossen, gebt der in diesen Zeiten gefährlichen Minorität des Volkes nach, bedient euch eures Ansehens, um die euch anhängende Majorität der ersteren entgegenzubringen, vereinigt so eure Kräfte und laßt dann eure erste Frage seyn: wird Frankreich jetzt sein Luzern gegebenes Versprechen halten oder sollen wir uns selbst Recht verschaffen?“ Auf diesem Wege, denke ich, würdet ihr euch nicht den Verdacht zugezogen haben: „ihr sehet

erbärmlich terrorisirt.“ Dieser Verdacht schadet in dem Grade, in welchem Tillier den Schrecken durch seine Briefe ¹⁾ allgemeiner zu machen suchte, und in welchem die Widerstrebenden sich das Ansehen der Würde und Kraft zu vindiciren Anlaß haben.

„Jetzt eben ist die Gährung am größten. Schmid besorgte gestern, ihre Sendung werde unkräftig seyn, die Aristokraten haben die Legation verschrien, diese handelt indeß, wie reine Aufrichtigkeit und Treue es gebieten, und läßt sich einstweilen mißkennen. Vor 200 werden heute die heftigsten Debatten erfolgen. Wenige der bisherigen Regierungsglieder sind zum Nachgeben gestimmt, die Ausgeschossenen sind getheilt, die meisten wünschen das Nachgeben, manche unter diesen drohen ihre Stellen niederzulegen. Die Oberländer stimmen für Krieg, das Emmenthal und Nargau für die Abtretung — es erfolgt Anarchie, wenn die Ausgeschossenen wirklich Bern verlassen, sie, die das Vaterland auf irgend eine Weise retten sollten, geben die Lösung zu seinem Ruin. Die hiesige Bürgererschaft ist auch getheilt, der größere Theil will den Frieden, aber er würde denselben auch kaufen um jeden Preis und also ist sein Wollen Feigheit. — Man spricht verschieden von den Truppen, die einen lassen Gährung unter ihnen herrschen, die andern schreiben ihnen Muth, Einigkeit und allgemeine Erbitterung zu, sowohl gegen den äußern Feind, als gegen die sogenannten inneren, welche die Regierung „mit Undank lohnen wollen.“ „Man sollte,“ sagen einige Eiferer,

¹⁾ Z. B. den Brief vom 20. Februar, bei Strickler, Aktensammlung I. 240 Nro. 620, und 244 Nro. 638.

„diese Vertheidiger unserer Freiheit gegen die Stadt führen und ihre Obrigkeit so schützen lassen, wie es die braven Solothurner thaten.“ Doch, das sind Schimären, und nur dann nicht ganz aus der Luft gegriffen, wenn die Regierung bei allfälligem Nachgeben nur seufzt anstatt befiehlt, es ist in ihrer Hand Ruhe zu erhalten, ich hoffe, sie habe Stolz genug, das Letztere zu thun.“

Dann theilt Fischer die Wahlen in die Konstitutionskommission mit, die ihm wenig Vertrauen einflößen und findet schließlich, die Kommission in Basel dürfe ihre Mission nicht niederlegen. „Vergeßt was eure Meinung war, wird sie nicht angenommen, ist unsere Gefahr nicht abzuwenden, so kommt her, theilet sie mit uns, und du, komm in den Arm deiner Theuern, fest umschlungen wollen wir sterben für Treue — Treue gegen die Grundsätze des Rechts und gegen die Pflicht der Freundschaft.“

Die Kommission kehrte bald darauf, wie man weiß unverrichteter Dinge, von Basel zurück. Der Sturm brach los. Er knickte die stolze Eiche, die sich nicht hatte beugen wollen. Es war besser so. Bern fiel, aber es fiel nicht ohne Würde und wie Fischer es vorausgesehen hatte, wurde der Vortheil des Patriotismus und des Muthes in diesen letzten Tagen der Partei des Widerstandes zu Theil, während die Freunde des Nachgebens in eine schwierige und undankbare Stellung gedrängt waren. Doch wird man gerade aus diesen Briefen ihre Denkweise milder beurtheilen gelernt haben.

Ueber die Einnahme Bern's am 5. März schweigt der Briefwechsel. Die Freunde waren da alle in Bern vereinigt und fanden in ihrem persönlichen Verkehr den rechten Halt in der Gefahr.

Es kam nun zur Bildung der helvetischen Republik und die politischen Theorien der Freiheitsfreunde hatten die Probe ihrer praktischen Brauchbarkeit abzulegen. Auch über diese Zeit berichten unsre Briefe manches, was der Erinnerung werth wäre und was vielleicht ein anderes Mal unserm Leserkreise mitgetheilt werden darf.
